

A vibrant, abstract painting of a bridge over water. The bridge has a prominent red tower with a black roof and a decorative railing. The water is depicted in shades of green and blue, with a small boat visible in the background. The overall style is impressionistic with visible brushstrokes.

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT

2022





EHRENTAFEL DER MEDIKAMENTENSPENDER

HERTA FRANK - Fürth
MARIA GOMA - Kirchentellinsfurt
DR. DIETER KOCH - Karlsruhe
DR. INGEBORG POSER - Metzingen
DR. JOACHIM SABIERAJ - Eningen u.a.
DR. W. ALFRED ZAWADZKI - Reutlingen



Herausgeber: **HOG TEMESCHBURG** e.V.

Druck: SAM media & ART - Reutlingen, September 2022

TEMESCHBURGER HEIMATBLATT 2022; 33.Jahrgang

Copyright: **HOG TEMESCHBURG** ALLE RECHTE VORBEHALTEN

Verantwortlich im Sinne des Pressegesetzes, Gestaltung, Layout und Redaktion:

Dr.-medic stom. **W. Alfred Zawadzki**, Obere Wässere 3-7, 72764 Reutlingen

Tel.07121/240625; Fax: 07121/ 210736; EMail: azawadzki@t-online.de, Dr.W.Alfred-Zawadzki@t-online.de

Folgende Landsleute haben aktiv mitgewirkt: **Ernst Alexander, Emil Banciu; Erhardt A. Berwanger, Pia Brinzeu, Dr. Hans Dama, Yves-Pierre Detemple, Patricia Eftimie, Vasile Eftimie, Hans Fink, Luzian Geier, Dr. Hans Gehl, Ingrid Huth, Henriette Kakucs, Emanuel Knöbl, Helga Korodi, Elisabeth Kronenberger, Dr. Franz Marschang, Eva Marschang; Ernst Meinhardt; Altraut Ost, Matthias Possler, Renate Radetzki; Dipl.-Ing. Ines Reeb Gische, Matz Reisz, Horst Samson, Anna Schuld, Peter Sragher, Henriette Stein, Radegunde Täuber, Dr. Arnold Töckelt, Erika Zawadzki, Remo Zawadzki, Dipl.-Ing. Almuth Ziegler, Roswitha Ziegler.**

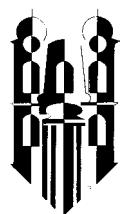
Für den Inhalt der Beiträge steht der jeweilige Verfasser ein! Für konstruktive Kritik sind wir dankbar.

Bitte alle Leserbriefe an obige Adresse schicken.

Einen herzlichen Dank an **Ingrid Huth** und **Patricia Eftimie**, für die aktuellen Temeswar-Bilder.

Die Cover-Collagen der Seiten 2 und 3 wurden von **Roswitha Ziegler** erstellt.

Alle anderen Grafiken, Kunstdrucke und Textsymbole stammen von **Fred Zawadzki**.



EDITORIAL

Es geht auch in dieser Ausgabe um meine Generation, die meiner Eltern, um den im Sozialismus typischen Konsumwahn und vor allem um soziale Ungleichheit, um Illusionen, um verpasste Chancen der damaligen Banater Schwäbischen Gegenwart, um die Drangsalierung und Unterdrückung durch den Parteiaffarbat und die Wirkungsmacht von Kultur. Aber auch um Dinge die uns damals wichtig erschienen, wie z.B. um die daran beteiligten Menschen und deren Gefühle. Und auch sehr viel um Persönlichkeiten die unser Leben beeinflusst und gelenkt haben.

Verehrte Damen,
sehr geehrte Herren, liebe Landsleute,

unser neues Heimatblatt, **das 21. seit der neuen Redaktion**, wurde in den letzten Tagen für Sie fertiggestellt. Wir haben wieder 100 Seiten für Sie redigiert, mit gleicher Akribie, auch wenn es in diesem Jahr mehr Mühe gekostet hat. Die Aufsätze, Erlebnisberichte und Dringlichkeiten wurden heimathistorisch genauso ehrenwert aufbereitet, die Ereignisse in der Welt, vor allem aber der ungerechte Angriffskrieg der Russen gegen die Ukraine, die konkrete Vertreibung von Millionen Menschen, hat uns veranlasst andere Prioritäten zu setzen.

Unser lesenswertes Dokument enthält nebst altbewährten „Klassikern“ auch genügend Kunst und Kultur und berücksichtigt immerhin auch die Temeswarer „Aktualität“.

Auch wenn wir letztes Jahr noch glaubten, dass der Corona-Albtraum mit einer oder mehreren Impfungen dem Ende zugeinge, wurden wir durch die verschiedenen Virusmutationen und deren Aggressivität eines Besseren belehrt. Und, oder gerade auch wegen zusätzlicher Herausforderungen, denen ein jeder von uns ausgesetzt ist, macht uns auch die *Kulturmüdigkeit* alle ratlos. Vielleicht ist sie ein Symptom dafür, dass wir die Gegenwart noch nicht verarbeitet haben, dass die Einordnung einerseits und die durch Corona und den Ukrainekrieg veränderte äußere Realität anderseits, als irgendwie nicht mehr ganz zueinander passend empfunden werden. Und außer der Tatsache, dass wir uns um jene Gewohnheit, die die Kultur als Ganzes darstellt, und die damit verbundene Routine Sorgen machen müssen, hoffen wir alle den Wartezustand, in dem wir gerade leben, abzukürzen. *Und dass wir bald wieder fähig sind - kulturmäßig - auf die Höhe unserer Zeit zu kommen und nicht Angst haben zu müssen, dass sie entbehrlich werden könnte.*

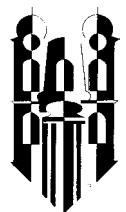
Ihnen gebührt unser ALLER Dank, unsere Wertschätzung und Hochachtung!

Es gilt auch weiter mein Apell - im Sinne der Zeitzeugenberichte der Nachkriegszeit und vor allem aus dieser frühgeschichtlichen Zeit der Diskriminierung, - mir Ihre Erinnerungen, die Ihrer Eltern und Großeltern aufzuschreiben und zuzuschicken, um sie durch Veröffentlichung in unserem Heimatblatt *ALLEN Lesern der HOG Temeschburg, aber auch anderen Heimatortsgemeinschaften, zugänglich zu machen*. Und dies alles nicht nur um uns zu unterhalten und unsere Bräuche und Ge pflogenheiten zu kultivieren, sondern auch um durch diese Publikation ein *ZEICHEN* zu setzen!

Unsere stellvertretende Vorsitzende *Roswitha ZIEGLER*, überwacht akribisch unsere Homepage und hat Möglichkeiten geschaffen allen Anwärtern Auszüge von einzelnen Artikeln auch als PDF-Datei zukommen zu lassen. Sie ist jederzeit unter der E-Mail Adresse: *Rosy.Ziegler@web.de* erreichbar. Ihr, aber auch allen Mitgliedern unseres Vorstandes wie *Ines REEB GISCHE, Helga KORODI, Altraut OST und Almuth ZIEGLER* gebührt ein besonderer Dank für die unermüdliche Arbeit zum Wohle unserer „Leseratten“ und an Heimatverbundenheit interessierten Temeswarer.

Ein herzliches Dankeschön auch allen Vorstandsexternen Mitarbeitern, meiner Familie und nicht zuletzt allen, die unsere Arbeit vertrauensvoll und fachlich unterstützt haben. In Erwartung Ihrer Anregungen, Vorschlägen, konstruktiven Kritik und Berichten, versichern wir Ihnen unsere Bereitschaft auch weiter alles zu tun um die Gemeinschaft aller in der Welt verstreuten Temeschburger so lange wie nur möglich aufrechtzuerhalten!

Ihr Dr. W. Alfred Zawadzki



INHALTSVERZEICHNIS

Heimatgedanken, 77 Jahre nach dem 2. Weltkrieg

Fred ZAWADZKI

Seite 4

GESCHICHTLICHES

Kurioses im Wortschatz, Teil 1

Hans GEHL

Seite 6

Der Bär und sein Schatten

Hans FINK

Seite 10

Dem Frieden die Ehr'

Franz MARSCHANG

Seite 12

Die Österreichisch-Ungarische Kriegsmedaille

Mathias POSSLER, Matz REISZ

Seite 15

TEMESCHBURGER PERSÖNLICHKEITEN

Horst SAMSON interviewt von

Peter SRAGHER

Seite 16

Otto ALSCHER in einem traumhaften TEMESWAR

Helga KORODI

Seite 21

Edith OTTSCHOWSKI, lebendige Worte und aktuelle Gedichte

Luzian GEIER

Seite 25

Brigitte ZAWADZKI, Abschied

Christl KUCHAR

Seite 27

KULTURELLES

Was geschieht mit unserem KULTURGUT, Folge 1

Hans GEHL

Seite 28

Kalender und Epoche

Erhard A. BERWANGER

Seite 31

„SERBUS“, mir Temeswarer

Hans FINK

Seite 35

Die ewige PASSION

Radegunde TÄUBER

Seite 39

Temeswar jenseits der Grenze

Pia BRINZEU

Seite 45

Lyrisches Eck

Seite 47

GESELLSCHAFT UND VEREINE

„POLI“ Temeswar – abgestiegen, aber Klasse gehalten

Ernst MEINHARDT

Seite 52

ÁRPÁD THIERJUNG – eine Banater Fußballlegende

Yves-Pierre DETEMPLE

Seite 54

GAUMENSCHMAUS

Wein – Lebensmittel, Kulturgut oder Droge?

Arnold TÖCKELT

Seite 63

Rezepte aus der alten Heimat

Ina KUCHAR/ Erika ZAWADZKI

Seite 64

Die Geschichte unseres Spätburgunders

Walter ROTH

Seite 65

TEMESCHBURGER JUBILÄEN UND JUBILARE

Geburtstagskinder 2022

Roswitha ZIEGLER

Seite 71

ERLEBTES TEMESWAR

Am Ufer der guten alten BEGA

Fred ZAWADZKI

Seite 74

Der einsame RAUM

Anna SCHULD

Seite 77

Die Strudel-Perspektive

Julia Henriette KAKUCS

Seite 78

Der kleine Emil, ein Temeswarer Tschibeser

Emil KNÖBL

Seite 80

Stadtfahrt im Dezember

Anna SCHULD

Seite 84

Eine Zeitreise in die Vergangenheit

Fred ZAWADZKI

Seite 86

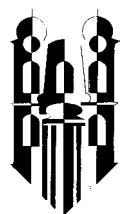
Aktuelle Leserbriefe

Lisa KRONENBERGER

Seite 93

Erfassungsbogen für neue Mitglieder

Seite 96



TEMESWAKER ÜBERLEGUNGEN, 77 JAHRE NACH ENDE DES ZWEITEN WELTKRIEGS

von Fred Zawadzki

In diesem Jahr war es gar nicht so einfach einen Leitartikel für unser Heimatblatt zu schreiben. Wie soll man nostalgisch über Geschichte und Temeswarer Aktualität schreiben, wenn die Realität gerade ihre eigenen Prioritäten setzt?

Am 14. Januar 2022, just 77 Jahre nachdem unser rüstigster Russlanddeportierter *Ignaz Bernhard FISCHER* - zwischenzeitlich im 96. Lebensjahr – in die Sowjetunion deportiert wurde, fand eine Gedenkveranstaltung des Demokratischen Forums der Deutschen im Banat (DFDB) statt. Als der DFDB-Vorsitzende *Dr. Johann FERNBACH* seine Ansprache hielt, um der Opfer der Deportation zu gedenken und eine Mahnung gegen Krieg und Verbrechen zu formulieren, konnte er noch nicht wissen, dass knapp 6 Wochen später die Russen in der Ukraine einmarschieren würden.

Am 77. Jahrestag nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges, als wir nach zwei Corona-Jahren dachten der Pandemiezwickmühle langsam zu entkommen, erreichten uns erneut verstörende Fotos und Videoclips von zerbombten Häusern, von toten und flüchtenden Menschen, von Hilferufenden Kindern und einem Europa, dass während des Ukraine-Krieges erneut durcheinandergerät. Wie sehr das Geschehen uns alle bewegt, zeigte die enorme Welle der Hilfsbereitschaft, auch unter unseren Landsleuten, die mit Sicherheit besser als so manch Einheimischer verstehen, wie es ist, vertrieben zu werden, sein Hab und Gut zurücklassen zu müssen und mit leeren Händen ein neues Leben zu beginnen.

Meine Eltern, eine Generation 85 plus, haben Krieg, Nazizit, Sozialismus, Enteignung, Deportation und Bärigan-Verschleppung hautnah erlebt. Sie waren aber immer stolz, dass wir, die junge Generation, trotz des Kalten Krieges, davon verschont geblieben waren. Ausgehend vom blutig erstickten Volksaufstand der Ungarn aus dem Jahre 1956, der Tschechen 1968 und der Angst der rumänischen Kommunisten, auch im eigenen Land derartige Zustände bekämpfen zu müssen, wurden politische, wirtschaftliche und kulturelle Eliten, ad absurdum, im Namen des von der Sowjetunion hochgepriesenen Klassenkampfes vernichtet, indem man sie grundlos einspererte, sie drangsalierte, quälte, verschleppte und erniedrigte.

Aber es gab keinen Krieg. Ich wurde als Pazifist erzogen, meine Mutter ging mit mir zu Friedensdemonstrationen und Antikriegsfeiern.

Ich wurde mit Erich KÄSTNERs Versen groß:

*"Und, als der nächste Krieg begann
da sagten die Frauen Nein,
und schlossen Bruder, Sohn und Mann
fest in der Wohnung ein"*

Wir waren - trotz Sozialismus und paragrafiert Vor-schriften - Flower-Power-Kinder, besangen den Frieden in unserer Rockmusik und malten Antikriegsparolen und -logos auf bunte Poster. Wir waren damals gegen den Atomkrieg, gegen Aufrüstung und jetzt, wo die Sowjets im Wohnzimmer wieder aktuell werden, denken wir nach, die Pflugscharen erneut zu Schwertern umzuschmieden, weil die im Kreml keine andere Sprache verstehen. Und alle sprechen von einer ZEITENWENDE und davon, dass es Generationen von Historikern beschäftigen wird, Angela Merkels Versagen aufzuarbeiten, die nach der Wahl Trumps in einer Bierzeltrede erklärt hat, dass Europa nun auf eigenen Füßen stehen müsse – aber nie etwas dafür getan hat, damit dies gelingt. Es reicht definitiv nicht, eine Europa-Allianz auf gesamter Linie zu propagieren und dann – wie im Sommer '21 in Afghanistan geschehen – politisch einzuknicken und nicht mal in der Lage zu sein seine eigenen Leute zu evakuieren. Über eine Beistandspflicht zu reden ist eins, aber glaubwürdig wäre man nur, wenn die Europäer deutlich in ihre Sicherheit investierten. Und, man könnte Russland die Stirn bieten, vor allem nachdem sich gezeigt hat, dass die angeblich hochtechnisierte russische Armee in stark marodem Zustand ist, mit seinen Panzern und Raketenwerfern, die oft liegenblieben, noch bevor sie das Schlachtfeld erreichten.

Russlands Einmarsch in die Ukraine hat unser Verständnis vom Krieg verändert. Und nun haben wir einen Krieg, der kein Krieg sein will, oder darf, und ein Kampf der Kulturen am Ende der Geschichte. Und, außer Putin will keiner eine Konfrontation und auch keinen Kampf bis zum bitteren Ende, da es nachher eh keinen Sieger geben wird. Putin ist entschlossen, die Verantwortung auf sich zu nehmen, die Lösung der ukrainischen Frage nicht späteren Generationen zu überlassen, sondern selber den Westen in die Schranken zu weisen, indem er die Schuld für den Zerfall der UdSSR wieder gut machen und erneut ein großes Russland errichten will. Er zielt damit auf eine neue Weltordnung und seine Propaganda weist erschreckende Parallelen zum totalitären Denken Stalins auf. Er meint, durch sein Handeln Russlands Einheit wieder herzustellen und seinen historischen Platz in der Welt neu zu erringen. Stalins Sowjetunion lässt grüßen! Sich der Andersdenkenden zu entledigen ist schon immer Bestandteil der russischen Revolution gewesen. So bekommt der Tötungsversuch



und das Wegsperren Alexej NAWALNI eine ganz andere Bedeutung. Außerdem wird jeder verstehen, dass im künftigen Russland kein Platz mehr für Meinungen sein wird, die von der vorgegebenen abweichen. Ob er danach auch die Wirtschaft verstaatlicht, die Wahlen abschafft und die Grenzen schließt, wird sich zeigen. Auf jeden Fall reiben sich die Neuordnungs-Bolschewiki bereits die Hände.

Wir leben bereits in einem globalen Ausnahmezustand durch die Pandemie, die globale Erwärmung, die Nahrungsmittel- und Wasserknappheit und nun auch durch den von Putin verursachten Terror. Wenn wir uns also zugestehen, dass uns diese Situation täglich die Setzung neuer Prioritäten abverlangt, hat in gewissem Sinne, der Dritte Weltkrieg bereits begonnen. Unsere Kinder, die Mittzwanziger, werden oft als Teil einer Generation beschrieben, die großen Wert auf Vereinbarkeit, Flexibilität und Work-Life-Balance legt. Offenbar wollen die jungen Leute ihr Leben genießen, solange es nicht durch die Erderwärmung, einen Nuklearkrieg, oder die nächste Virenpandemie vorzeitig beendet wird. Aber, kann man nur damit im "Dschungel des echten Lebens" funktionieren? Kann man einer Generation junger Leute das Abtragen eines Schuldenberges abverlangen, zu dessen Auftürmen sie nicht beigetragen hat? Ein Schuldenberg, zu dem bis zu Ostern 2022 noch kein Tilgungsplan existiert? Und wie wollen wir dieser Generation erklären, dass wir weiter stur auf erneuerbare Energien setzen, obwohl wir in die Atomenergie wiedereinsteigen könnten, nur um vom russischen Gas und Öl nicht mehr so abhängig zu sein?

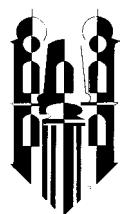
Auch wenn es noch wenige glauben, der Krieg in der Ukraine läutet bereits jetzt eine Renaissance fossiler Brennstoffe ein, denn Putin bedroht nicht nur das Schicksal eines Landes, sondern das des ganzen Erdballs. Und alle rechnen sich aus, wie man sich aus Putins Abhängigkeit lösen könnte. Man pendelt sogar demütig auf die Arabische Halbinsel um mehr Öl- und Gaslieferungen zu erbetteln. Und alle Generationen sprechen von Verzicht. Die Entbehrungen – obwohl noch gar nicht konkretisiert – stehen auf der Tagesordnung. Ob die Gesellschaft darauf vorbereitet ist?

Inzwischen weiß jedes Kind, dass wir mit unserer Energie sorgsamer umgehen müssen. Aber die von Putin heraufbeschworenen Krise als Mittel einzusetzen, um ein Tempolimit auf Autobahnen durchzusetzen, ist nicht nur absurd, sondern auch armselig. Und dass manche Politiker aus der neuen Ampelkoalition soweit gehen und frech behaupten, dass "Wurstesser" Putin helfen würden, Krieg zu führen? Als ob die Zeiten nicht schwer genug wären, treten tag-täglich mehr Trittbrettfahren in Erscheinung, die auf dem unermesslichen Leid von Millionen unschuldiger Menschen herumhacken und tendenziös ihre eigenen Ziele etablieren. Politiker, Klimaschutzaktivisten, Minister und Halbkreisingenieure soll-

ten sich, heimatbewusst, eigentlich einer einzigen Aufgabe widmen: mit großer Solidarität Energie zu sparen. Stattdessen wird kleingeistig und nur allzu durchsichtig in verschiedenen, eh inflationären Talkshows mit Vorfreude gespalten und Zwietracht in der Bevölkerung gesät. Ich erinnere mich an eine aus Baden-Württemberg stammende Öko-Radikalistin, die mit Enthusiasmus und lauter Stimme meinte, ihr seien die Autobahnen nicht wichtig, da sie sowieso kein Vehikel besäße und dass sie kein Verständnis für die vielen Zugezogenen und ihren Konsumzwang habe, egal ob das Syrer, Afrikaner oder Spätaussiedler aus Rumänien seien. Ihr greller Bubikopf strahlte wie das nächtliche Signalfeuer eines Leuchtturms und ihre langen Halsketten klimperten mit ihren Ohrringen um die Wette. Ihr Hang zu geblümten, fließenden Gewändern ließ sie aussehen, als hätte sie letzte Woche noch *Janis JOPLIN* in Woodstock zugejubelt. Mit einer Tabakverrußten Stimme und einem Wortschatz wie eine heruntergekommene Hafennutte, forderte sie frech ein Tempolimit auf Autobahnen, um Putin in die Schranken zu weisen. Dabei vergaß sie zu erwähnen, dass ihre Katze jeden Morgen ins geliebte Rosenbeet des Nachbarn kackte. Von wegen Öko-Rücksicht!

Wir dachten in einem fortgeschrittenen Jahrhundert zu leben, in dem wir uns so tugendhaft und selbstbewusst auf die Bekämpfung des Klimawandels konzentrieren dürfen, ohne je einen Gedanken darüber zu verlieren, dass ein solch archaischer Krieg über uns hereinbrechen könnte. Und nur weil Putin meint, er sei ein begnadeter Anführer und könne Napoleon spielen, kostet der Liter Benzin mehr als ein Kilo Bananen. Und, selbst wenn uns bei all diesen Gegebenheiten unsere banatschwäbische-Ader schwüllt, sollten wir nicht vergessen, dass unsere Heimatverbundenheit, gerade unter schwierigen Umständen, uns immer den richtigen Weg gewiesen hat. Und dass wir im Geiste immer verbunden bleiben und uns trotzdem ganz nah sind, egal, wo wir in Deutschland gelandet sind. Wir haben gelernt – trotz dieser schweren Zeiten – die glücklichen Stunden zu zählen, nicht die dunklen. Und, wir sind dankbar, dass unser kleines Schwabenvölkchen, durch unser tägliches Wirken, eine Größe erreicht hat, die auch die uns nicht wohlgesinnten Politiker ernst nehmen müssen. Und, auch wenn der ganze Erdball den Atem anhält, können wir heute stolz behaupten, dass wir aufgrund unserer Vergangenheit, besser zu schätzen wissen, was es heißt, in kurzer Zeit seine Existenz, sein ganzes Hab und Gut zu verlieren. Und dass wir uns mehr Gedanken darüber machen, wie wir diese schöne Welt als Ganzes behalten können!





KURIOSES IM WORTSCHATZ (TEIL1)

von Hans GEHL

Erläuterungen: (Sparsam verwendete phonetisch Zeichen: ſ (sch), œ (abgeschwächtes e) å (dunkles a)

In dieser Serie werden sprachlich und inhaltlich ungewöhnliche Wörter vorgestellt und besprochen.

Pumpernickel

Hier geht es zuerst um eine instinktive Abneigung. Als wir - übermüdet, ausgehungert und ausgedörrt (Thermosflaschen waren wegen dem möglichen Doppelboden - verboten und die gläserne Wasserflasche längst geleert) am 28. Mai 1986 abends im Auffanglager in Nürnberg ankamen, erhielten wir als erste Wegzehrung ein Esspaket mit Pumpernickel, hartes Schwarzbrot. Also bestätigte sich die zynische Vorausahnung mancher Aussiedler: "Diese Deutschen haben nicht einmal Brot und auch keine Besen"; manche schlepten einen Staubsauger erübrigen das Besen-Kehren.

Wir wurden gleich von Schwester und Schwager abgeholt und bekamen bei unserer Mutter viel Wasser und auch zu Essen (allerdings Weißbrot.) Meine Frau wusste bereits als medizinische Fachkraft, dass Schwarzkraft gesund sei (hier lernten wie den inflationär verwendeten Begriff "bio-bio" kennen. Der Banater Ackerbau war niemals anders als "biologisch"). Ich hatte eine Abneigung gegen (unausgebackenes, also ungesundes) Schwarzbrot, dass ich nach dem Krieg als Kind kennengelernt, gemäß dem Volksspruch: *Stalin și poporul rus/ Libertate (= pâine neagră) ne-a adus.*

Bis zum Krieg gab es das schmackhafte und weiße, weiße Hausbrot aus bestem Weizenmehl. - Nach dem Krieg wurde das Schwarzbrot aus einer Arader Bäckerei nach Glogowatz gebracht und roch penetrant nach Petroleum und enthielt Schnüre und sonstigen ekelhaften Müll. Die Fußböden der Transportautos wurden nämlich (ebenso wie die Schulklassen, Kulturheime und sonstige öffentliche Gebäude mit Motorin desinfiziert. Übrigens auch die armen Kinderköpfe gegen Läuse mit Petroleum.

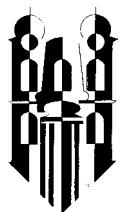
- Als meine Schwiegermutter nach drei Jahren endlich nach Deutschland nachkommen konnte. Kelte sie sich genauso vor dem schwarzen - mit Kernen bestreuten - Volksbrot, denn sie hatte den Geschmack noch von den Deportationsjahren in Russland in sich, als die Schwerarbeiter mit einer wässrigen Krautsuppe und einem schwarzen Brotfladen schwerste Sklavenarbeit leisten mussten.

- Ich hielt dieses Pumpernickel für ein Militär-Kommissbrot, denn es war fast unbegrenzt haltbar und für den Fronteinsatz geeignet. Und nun erhielten wir so etwas als Begrüßung in Deutschland; Lebensmittelpäckchen wohl aus militärischen Reserven. Später kauften wir dieses Gebäck niemals mehr.

Herkunft des Wortes. Pumpernickel erinnert beim ersten Blick an pumpern 'furzen', obwohl das eine Volksetymologie ist. Dieses Kapitel der Sprache ist unbegrenzt ausdehnbar. Am einfachsten ist die Erweiterung bzw. Verdoppelung von Wörtern. So ist Rentier für Ren, aus schwedisch ren, > altnordisch hreinn, natürlich ein Tier und Walfisch für Wal > mhd. Wal, > altnord. Hvalr. Walfisch ist auch deutsch seit dem 13. Jahrhundert als walvisch, wie altnord. hvalfiskr eine verdeutlichende Zusammensetzung (eine Verdoppelung) zu Wal. Bekannte Volksetymologien sind auch Windspiel = Windhund (seit dem 9. Jh.) eine Verdeutlichung zu Wind (schnell wie der Wind). Eigentlich bedeutet das Wort "der wendische" (Slawische), nach dem Volksstamm der Wenden (Veneter?) Ähnliches geschieht auch bei mhd. Winbracke, nach mhd. Bracke 'Spürhund'.

- Maulwurf ist ein gutes Beispiel für volksetymologische Umdeutungen. Seit dem 8. Jahrh. Sind die Formen mülwurf, mü(l)werf bekannt. Der Ausgangspunkt ist wahrscheinlich "Haufenwerfen" mit einem Wort im Vorderglied, das altnord. mügi, mügr 'Haufen' entspricht. Danach erfolgte eine Umdeutung zu mhd. Molt(e) 'Staub, Erde', also Erdwerfer, mit mul, mol, also durch eine weitere Umdeutung: der Maulwurf wirft die Erde mit dem Maul auf.

- Interessant ist die Entstehung des Namens Murmeltier (seit dem 9. Jh. bekannt). Ausgangspunkt ist mhd. mürmendīn (mit Wandel von n zu l), aus ahd. murmunto, murmento (der). Das Wort ist entlehnt aus einer romanischen Alpensprache (franko-provenzalisch marmotte), bündnerromanisch (rätoromanisch oder ladinisch in Graubünden) muntanela. Durch Latinisierung entstand mürem montis 'Bergmaus'. Auffällig ist die Nähe zu murmeln (franz. marmotter), doch das Murmeltier pfeift. In Bern heißt das Tier Murmeli. Die Bergmaus wurde



unlogisch zum Murmeltier, denn das Benennungsmotiv fehlt.

Zurück zum Pumpernickel, das zahlreiche Volks- etymologien aufzuweisen hat.

1. Nach einer verbreiteten Legende soll der Name auf Soldaten Napoléon Bonapartes zurückgehen, die das westfälische Brot nur für „bon pour Nickel“ (Abschwächung und Verkürzung von Nikolaus) erklärt hätten – als gerade gut genug für Napoleons Pferd Nickel (auch kleines Pferd). Diese Geschichte ist jedoch nachweislich so nicht zutreffend, da bereits Johann Christoph Adelung (Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hoch-deutschen Mundart. Der Pumpernickel) in der zweiten Auflage seines Wörterbuches im Jahr 1793, also zu einer Zeit als Napoleon noch gar nicht an der Macht war, zur Herkunft der Bezeichnung schreibt, dass der Ausdruck „Pumpernickel“ in Westfalen selbst nicht gebräuchlich ist, jedoch außerhalb. Adelung fährt dann fort: „Um dieses Umstandes willen kann es seyn, daß diese Benennung einen scherhaften Ursprung hat, und die gemeinste Meinung ist, daß sie von einem durchreisenden Franzosen herühre, welcher in Westphalen Brot gefordert, bey dessen Erblickung aber gesagt habe, daß es bon pour Nickel sey, da denn einige hinzu setzen, daß sein Bedienter Nickel geheißen habe, andere aber unter dem Worte Nickel ein kleines Pferd verstehten, s. dieses Wort. Doch die ganze Ableitung siehet einem Märchen sehr ähnlich, ob sie gleich manchen wichtig genug geschienen, um ihretwillen die ganze Schreibart des Wortes, der gewöhnlichsten Aussprache zuwider, zu ändern und Bompernickel zu schreiben.“

- Napoleons Pferd Nickel hat Ähnlichkeiten mit dem Hund Melack, nach dem Namen eines in der Pfalz wütenden Kommandanten aus Napoleons Heer (Du schlummer Melack!). Soche Bedeutungsverschlechterungen sind üblich. Der englische Brexitophile Nigel Farage gleicht den giftspuckenden Zwergen der Märchen, die als Zwerg, Wichtel, Puck, Kobold, Schlumpf, Rumpelstilzchen etc. auftreten. Der deutsche Gartenzwerg ist eine sympathische, wenngleich kleinbürgerlich-kitschige Variante davon.

2. Ebenfalls nach Adelung. Einer weiteren Legende aus Osnabrück nach soll dort während einer Hungersnot im 15. Jahrhundert ein auf Lateinisch *bonum paniculum* genanntes Brot auf Kosten der Stadt gebacken worden sein, dessen Name im

Volksmund zu „Pumpernickel“ verbalhornt worden sei. Noch heute befindet sich in Osnabrück ein Turm mit Namen „Pernickelturm“, wo der Backofen einst stand.

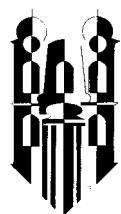
3. Einer Legende aus Soest nach geht das Wort „Pumpernickel“ auf den damaligen Soester Nickel (eine kleine Münze) und das Wort „pumpen“ (für leihen oder borgen) zurück.

4. Pumpernickel wurde auch ein feines Gebäck mit Mandeln, Zitronat etc. genannt, das in Brötchenform gebacken, dann zerschnitten und nochmals gebacken wurde. Die lateinische Bezeichnung für dieses feine Brötchen (*bonum paniculum*) soll dann zu Pumpernickel verbalhornt worden sein

5. Auf Pumpernickel deutet - ebenfalls nach Adelungs Wörterbuch - auch der Ausdruck „Den Pumpernickel singt man in der Weisskirche“, der sich auf die Stadt Weißenburg (franz. Wissembourg) bezieht, die im Grenzgebiet von Elsass und der Pfalz liegt. Die Pfälzer Reiseleiterin spaziert morgens mit ihrem Hund im (grenzenlosen) Elsass; und hier schrieb im 8. Jahrhundert der Mönch Offrid, noch althochdeutsch, seine Evangelienharmonie. Aus der ehemaligen Weisskirche, von der es im Sprichwort hieß, dass man darin den Pumpernickel sang, wurde später ein Stadttheater und eine Bierbrauerei „Zur Weisskirche“ hergerichtet, letztere versehen mit dem Stadtwahrzeichen, dem Pumpernickel, das Steinbild eines Stallknechts mit närrischen Knittelversen und der Jahreszahl 1717. Vor der gotischen Kirche zu Weißenburg steht heute noch der alte Turm aus dem 11. Jahrhundert, doch der chauvinistische Bürgermeister sträubt sich, die alten deutschen Straßennamen Mönchs- und Ochsengasse (Weg auf die Hutweide) unter den französischen anzubringen.

6. Pumpernickel wurde auch ein feines Gebäck mit Mandeln, Zitronat etc. genannt, das in Brötchenform gebacken, dann zerschnitten und nochmals gebacken wurde. Die lateinische Bezeichnung für dieses feine Brötchen (*bonum paniculum*) wurde danach zu "Pumpernickel" verbalhornt. Doch die Wirkung des Brotnamens ist nicht nur auf Deutschland beschränkt; es erscheint auch in der Schweiz.

7. Aus Solothurn in der Nordschweiz stammt der Ausdruck „I wett (werde) für das nit der Pumpernickel singe“, wenn man zu Ausdruck bringen wollte, dass eine Angelegenheit auch nicht die geringste



Mühe wert sei. Mit dem Pumpernickel ist hier wohl ein grobes, pöbelhaftes Volkslied gemeint.

8. Nach einer anderen Deutung soll das Wort Pumpernickel auch „furzender Nikolaus“ (nach pumpern) bedeuten und ursprünglich ein Schimpfwort für einen „groben Flegel“ gewesen sein. Pumpernickel bezeichnet im Sauerland eine „Flatulenz“ (Darmgas); in diesem Zusammenhang dürfte dies ein Verweis auf die blähungsfördernde Wirkung von Vollkornbrot sein. Nickel ist ähnlich wie bei der Etymologie von Kobalt eine Bezeichnung eines arglistigen Geistes oder Kobolds und steht übertragen für „Eigenbrötler“ oder „komischer Kauz“.

9. Eine weitere Deutung bietet der Kulturhistoriker Hannsferdinand Döbler an: „Das Wort ‚Pumpernickel‘ (...) bedeutet ‚Teufel‘. In hessischen Prozessakten über das Hexenwesen findet sich aus den Jahren 1562–1633 mehrfach das Wort ‚Pumpernickel‘ für den Teufel, und mit Sicherheit ist es noch Anfang des 17. Jahrhunderts, also kurz vor dem Dreißigjährigen Krieg, nicht für Brot gebraucht worden.“ Ähnliche Hüllwörter für das gefährliche Teufel sind Gottseibeius, der Schwarze, der Gehörnte usw., ähnlich wie die Männerhosen (erst in unserer Gender-Zeit (ngl. Gender 'Geschlecht') universell für Frauen eingeführt) noch im 18. Jahrhundert verhüllend als „die Unaussprechlichen“ genannt wurden. Wie sich doch die Zeiten ändern! Heute wird bestraft, wer die weiblichen Anredeformen ignoriert.

Die Etymologie nach Friedrich Kluge: Etymologisches Wörterbuch: Pumpernickel ist seit dem 17. Jahrhundert belegt; zunächst für "Komissbrot", dann eingeschränkt auf das nordwestfälische Roggenschrotbrot. Doch nur als spöttische Bezeichnung von außen, die einheimische Bevölkerung isst Schwarzbrot oder grobes Brot. Das Wort ist schon älter als Spottname, als Bezeichnung eines groben Flegels. Die Übertragung auf das Brot geschieht ähnlich wie bei der Gebäckbezeichnung Armer Ritter. Ähnliche Wortformen sind mittelniederländisch pompernikkel, englisch, schwedisch und französisch pumpernickel. Diese Brotart ist jedenfalls nicht gesundheitfördernd, da sie Beschwerden verursacht.

- Der Ursprung des Wortes kann - wie dargestellt - nicht mit Sicherheit geklärt werden. Johann Balthasar Schupp erwähnt einen Bompurnickel in seinem Werk "Lehrreiche Schriften" (I, 249) aus dem

Jahr 1677: „Wie der alte Bompurnickel, von welchem die alte teutsche Kriegsknecht sungen:“

Bompurnickel ist wieder kommen und hat die Schuh mit Bast gebunden.“

Das Wort meint einen groben, klotzigen Menschen und ist danach eine Zusammensetzung aus „pumpen“ = dumpf schallen bei Stoß, Klopfen, Fall usw. und aus „Nickel“.

- Unter seinem ehemaligen Spottnamen erlangte der Pumpernickel schließlich internationale Bekanntheit. Eine wichtige Rolle dabei spielte vermutlich die Tatsache, dass Pumpernickel bei der Entwicklung des Brotes für die US-amerikanische Armee im 19. Jahrhundert Pate stand. Der westfälische Auswanderer Anton Schütte führte damals neue Feldbacköfen ein, welche die Herstellung ermöglichten.

Das grobe Brot. Nach der ursprünglichen Rezeptur besteht Pumpernickel ausschließlich aus Schrot und vollen Körnern von Roggen. Die vollen Körner werden über Nacht in lauwarmem Wasser (Quellstück) oder für einige Stunden in heißem Wasser (Brühstück) aufgequollen. Dies ist erforderlich, damit die dichten Körner backfähig werden.

5. Nachdem Hans Jakob Christoffel von Gimmlshausen in seinem "Simplizissimus" vom westfälischen Schwarzbrot aus Roggen als grässlichem „Pumpernickel“ sprach, soll diese Bezeichnung nur noch für Brot gebraucht worden sein. Tatsächlich ist seit dem 17. Jahrhundert das Wort „Pumpernickel“ als spöttische Bezeichnung für Kommissbrot bzw. Vollkornbrot bekannt. Später schränkte sich seine Verwendung auf das westfälische Schwarzbrot ein, das mit diesem Begriff außerhalb von Westfalen bezeichnet wurde, während es in Westfalen schlicht „Schwarzbrot“ oder „grobes Brot“ hieß. - Ein Beleg für das Verspotten des auffällig dunklen Brots stammt vom niederländischen Humanisten Justus Lipsius, der im 16. Jahrhundert höhnte: „Welch armes Volk, das seine Erde essen muss.“ (Jedoch muss hinzugefügt werden, dass Lipsius, der das Schwarzbrot Mitte Oktober 1586 in einem Brief aus Emden an seinen Freund Johannes Heurnius erwähnt, sich gar nicht im heutigen Westfalen sondern im damaligen Niederländisch-Westfälischen Reichskreis aufhielt, zu dem Mitte des 16. Jahrhunderts auch Oldenburg und Ostfriesland gehörten. Es handelt sich also bei



dem von Lipsius erwähnten „westfälischen“ Brot um ein Schwarzbrot aus der Gegend zwischen Oldenburg und Emden (damals also in den Niederlanden). Der Ausdruck „Pumpernickel“ war in Westfalen selbst nicht gebräuchlich, jedoch außerhalb. Adelung äußert sich dazu (Wörterbuch, 1793): „Um dieses Umstandes willen kann es seyn, daß diese Benennung einen scherhaften Ursprung hat, und die gemeinste Meinung ist, daß sie von einem durchreisenden Franzosen herrühre, welcher in Westphalen Brot gefordert, bey dessen Erblickung aber gesagt habe, daß es "bon pour Nickel" sey, da denn einige hinzu setzen, daß sein Bedienter Nickel geheißen habe, andere aber unter dem Worte Nickel ein kleines Pferd verstehten. Doch die ganze Ableitung siehet einem Märchen sehr ähnlich, ob sie gleich manchen wichtig genug geschienen, um ihretwillen die ganze Schreibart des Wortes, der gewöhnlichsten Aussprache zuwider, zu ändern und Bompernickel zu schreiben.

Das Backen. In spezialisierten Betrieben wird Pumpernickel nach knapper Gare in geschlossenen Kästen in Dampfbackkammern gegeben und durch Wasserdampf bei ca. 100 °C mindestens 16 Stunden lang gebacken. Herkömmliche Bäckereien können mit diesem Verfahren im Tagesgeschäft die Produktion von Pumpernickel nur schwer realisieren, da der Backofen für einen Tag und eine Nacht blockiert wird. Allenfalls kann in der Nacht zu Feiertagen oder zu Sonntagen Pumpernickel gebacken werden, womit Sonntags- und Feiertagsarbeit notwendig ist. Daher wurde ein anderes Verfahren entwickelt, das die Backzeit auf 16 Stunden reduziert. Der Teig wird in geschlossenen Kästen mit 200 °C angebacken und dann bei fallender Temperatur bis 100 °C über 16 bis 24 Stunden mehr gedämpft als gebacken. Diese lange Backzeit ist erforderlich, weil die Hitze durch die hohe Dichte des trieblosen Brotes nur langsam eindringen und garen kann. Das Brot kann gegen Mittag geschoben und am nächsten Morgen bei Arbeitsbeginn entnommen werden, wonach der Ofen wieder für das Tagesgeschäft auf höhere Temperaturen hochgefahren werden kann. Bei diesem verkürzten Verfahren werden Sauerteig und/oder Hefe zugegeben. Die Lockerung ermöglicht die schnelle Durchdringung der Hitze ins Innere des Backgutes, womit die Backzeit reduziert wird. Nach den Leitsätzen für Brot und Kleingebäck des Deutschen Lebensmittelbuches gilt: "Pumpernickel wird aus mindestens 90 Prozent Rog-

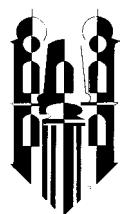
genbackschrot und/oder Roggenvollkornschrot hergestellt. Wird Pumpernickel aus Vollkornschrot hergestellt, so stammt die zugesetzte Säuremenge zu mindestens zwei Dritteln aus Sauerteig. Die Backzeit muss mindestens 16 Stunden betragen. Es wird ihm eine verdauungsfördende Wirkung nachgesagt." Die Konsistenz ist sehr kompakt, feucht und etwas brüchig. Die Krustenbildung ist dank der niedrigen Backtemperatur unbedeutend. Häufig wird Pumpernickel als Schnittbrot verpackt angeboten. Es sind dunkle und saftige Brote von guter Bekömmlichkeit. Pumpernickel ist außerordentlich lange haltbar: Eingeschweißt hält es sich mehrere Monate, in Dosen bis zu zwei Jahren.

- Die vermutlich älteste heute noch existierende Bäckerei für Pumpernickel ist die *1570 von Jörgen Haverlanth in Soest gegründete Bäckerei Haverland*, die sich bis 2007 in Familienbesitz befand. Soest war fast vollständig von fremdem Gebiet umgeben und wurde im Mittelalter des Öfteren, und teilweise sehr lange, belagert. Damals soll das Pumpernickel den Bürgern als Notration gedient haben. Laut Johann Christoph Adelung war der Begriff Pumpernickel jedoch in Westfalen selbst nicht gebräuchlich. Er schreibt 1793, dass die Westfalen es als grobes Brot oder auch schwarzes Brot bezeichneten.



**PUMPERNICKEL-Brot,
selbstgebacken und in der Dose**
Fotoarchiv Ernst Alexander





DER BÄR UND SEIN SCHATTEN

Mit dem 2. Februar verknüpfte Wetterregeln und Bräuche

von Hans FINK

Am **2. Februar**, so hat man mir in der Kindheit weisgemacht, erwacht der Bär aus dem Winterschlaf und schlüpft aus seiner Höhle. Er ist vom langen Hungern geschwächt. Deshalb erschrickt er, wenn die Sonne scheint, vor seinem eigenen Schatten und verkriecht sich bald wieder. Dann dauert der Winter noch sechs Wochen.

Deshalb suchten wir Kinder am 2. Februar den Himmel ab, ob sich die Sonne blicken lässt. Wir sind nicht auf die Frage gekommen, warum in Temeswar von einem Bären gesprochen wird, obwohl die Stadt am Rande der Theißebene liegt, in einem Gebiet, das vormals von Sümpfen durchzogen war – wo folglich ein Bär nichts zu suchen hatte. Später interessierte mich das Thema nicht mehr, sonst hätte ich von meinen Mitschülern und Studienkollegen erfahren, dass der Dachs dem Bären am 2. Februar Konkurrenz macht.

Heute weiß ich mehr. Im Banat wechselten die zwei Vorstellungen von Dorf zu Dorf. Von einem Bären sprach man außer in Temeswar ... auch in Billed, Glogowatz, Großsankt Nikolaus, Hatzfeld, Kleinsiedel, Mercydorf, Neupetsch und Totina. Von einem Dachs ... in Bakowa, Deutschsanktmichael, Johannisfeld, Lunga, Neuarad und Rekasch. Vermutlich hätte eine in Temeswar vorgenommene Umfrage einen Flikkenteppich von Vorstellungen ergeben, weil bei jedem zweiten Haushalt ein Mitglied aus einem Dorf stammte.

Die Vorstellung konnte aber auch erloschen sein wie in Freidorf, Jahrmarkt und Komlosch.

Übrigens haben die Johannisfelder, wie mir der Enkel eines Jägers versicherte, nie einen lebenden Dachs gesehen, die gab es in der Umgebung nicht – so wenig wie einen Bären im Temeswarer Jagdwald. Dieselbe Ahnungslosigkeit dürfte auch für andere Leute gelten. Was weiß ein Laie, ein Nicht-Jäger, über den Dachs? Im Lexikon steht, dass er zu den Mardern gehört und keinen echten Winterschlaf hält. Außerdem ist er nachtsaktiv. Was weiß ein Laie über den Braunbären? Die Temeswarer kriegten Meister Petz äußerst selten zu Gesicht, nur wenn ein Zirkus in der Stadt gastierte oder Wanderzigeuner einen Tanzbären durch die Außenviertel führten.

Mit Sicherheit wurden beide Vorstellungen von den

Siedlern aus ihrer Urheimat ins Banat mitgebracht, denn sie waren bis vor Kurzem auch in Deutschland verbreitet. Auch in Deutschland dachte man entweder an den Bären oder an den Dachs. In der Umgebung von Köln hatte der Wolf die Rolle des Bären übernommen, obwohl der Wolf keinen Winterschlaf hält. Nun war der Wolf in Deutschland längst ausgerottet, 150 Jahre lang galt er als ausgestorben. Folglich kannten die Kölner Isegrim nur aus der Tierfabel, und dort ist der Winterschlaf kein Thema.

In Polen dachte man an den Dachs, in Frankreich und in England an den Bären. In der böhmischen Folklore kamen beide Tiere vor, außerdem pflegte man zu sagen: „Schwimmt zu Hromnice die Gans auf dem Wasser, läuft sie zu Ostern über Eis.“

Offenbar gründeten sich diese Vorstellungen auf uralte Beobachtungen des Wetters. Die Sorge um das Wetter wird von zahlreichen an den 2. Februar gebundenen Redensarten bestätigt, wobei der Tag Lichtmess heißt, was darauf zurückgeht, dass in der Katholischen Kirche an diesem Tag die Licherweihe (oder Kerzenweihe) vollzogen wurde. Zum Beispiel:

„Lichtmess trüb – ist dem Bauern lieb.“

„Lichtmess im Klee – Ostern im Schnee.“

„Lichtmess im Schnee – Palmtag im Klee.“

„Gibt's an Lichtmess Sonnenschein, / wird's ein spätes Frühjahr sein.“

„Scheint zu Lichtmess die Sonne heiß, / gibt's noch sehr viel Schnee und Eis. / Wenn's um Lichtmess stürmt und schneit, / ist's zum Frühling nicht mehr weit.“

„Ist's zu Lichtmess hell und rein, / wird ein langer Winter sein. / Wenn es aber stürmt und schneit, / ist der Frühling nicht mehr weit.“

Die Basken sagten: „Lichtmess kalt – guter Winter; Lichtmess warm – Winter nach Ostern.“

Die Italiener sagten: „Lichtmess mit Schnee – sind wir aus dem Winter; Lichtmess mit Sonne – sind wir immer noch darin.“

Vor allem die Bauern und die Hirten verfolgten alle Anzeichen für das künftige Wetter mit größter Aufmerksamkeit. Der 2. Februar galt als Wintermitte – als Grenztag zwischen Winter und Frühling. Er war



so etwas wie der allererste Anfang vom Frühling und deshalb ein sogenannter Lostag: Aus Beobachtungen, die an diesem Tag gemacht wurden, schloss man auf die Zukunft (auch wenn sich die Beobachtungen auf Kleinigkeiten bezogen, die uns nichts bedeuten, z.B. das Flackern oder sogar Erlöschen der eben geweihten Kerzen). Die Interessen lagen weit auseinander; was dem einen sin Uhl, war dem andern sin Nachtigall.

Grund zur Freude:

„Lichtmess hell und klar,/ bringt ein gutes Bienenjahr.“

„Fällt auf Lichtmess Sonnenschein,/ wird der Flachs sehr lang und fein.“

„Wenn Lichtmess trüb und windstill war,/ so gibt's ein gutes Weinjahr.“

Grund zur Sorge:

„Auf Lichtmess sieht der Schäfer lieber den Wolf im Stall als die Sonne [am Himmel].“

„Scheint auf Lichtmess die Sonne auf den Mist, schließe der Bauer das Futter in die Kist‘.“

Denn zu Lichtmess durfte erst die Hälfte des Futters verbraucht sein, sonst reichte es nicht bis zur Ernte. Das galt auch im Banat.

Warum sich die Menschen im Banat Anfang Februar vor Stürmen fürchteten, weiß ich nicht; überliefert ist, dass die Hausfrau am 2. Februar Kräppel (Krapfen) buk, damit der Wind nicht das Haus abdeckt.

In Neuarad hieß der 2. Februar Windfeiertag. Dann stellte sich die Hausfrau mit dem Rücken zum Haus und bemühte sich, einen Krapfen über das Dach zu werfen, um den Wind günstig zu stimmen, damit er das Jahr über keinen Schaden anrichtet. Bekanntlich waren die Neuarader begnadete Gärtner, sie zogen in kunstvoll hergerichteten Warmbeeten Paprika-, Gurken- und Salatpflänzchen heran, auch Paradeispflänzchen, bis diese ausgesetzt wurden. Man deckte die Warmbeete mit Mistbeetflügeln ab, das waren in Holzrahmen eingefasste großflächige Glasscheiben, ein Flügel neben dem anderen. Damit die Pflänzchen Luft bekommen, wurde das eine Ende des Flügels angehoben und durch ein Holzklötzchen gestützt. Plötzlich aufkommender Wind konnte die Glasscheiben in die Höhe reißen, wegdrücken und zerbrechen.

In Weidenthal wurde laut Alexander Tietz Folgendes erzählt: „In früheren Zeiten fütterte man den Wind: Wenn er es gar zu arg trieb – manchmal glaubt man ja, er reißt die Hütten um! –, dann tat man drei weiße

Gaben: Mehl, Salz und Zucker auf eine Einschließ-Schaufel (auf eine Schaufel, mit der man das Brot in den Backofen einschießt), hielt sie in den Wind hinaus und sagte: „Wind, Wind, trag das deinem Kind!“ („Die Geschichte von der Melusina“ im Lesebuch „Wo in den Tälern die Schlote rauchen“.)

In Frankreich lud man an diesem Tag die Nach-barn zum Kaffee mit frischgebackenen Pfannkuchen (Crêpes) ein. Im Poitou (eine historische Provinz in Westfrankreich) wurde der erste Pfannkuchen, der meist missriet, ganz und gar zerrissen und für die Vögel in den nächsten Baum geworfen, damit sie nicht vergessen, die Hausfrau vorm Wolf zu warnen. Im Brie (eine Landschaft im Pariser Becken) gab man den ersten Pfannkuchen den Hühnern, damit sie das ganze Jahr hindurch legen.

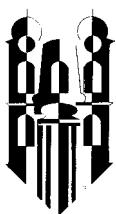
Zu den abergläubischen Vorstellungen im Zusammenhang mit dem 2. Februar zählt die, dass Kinder, die an diesem Tag zur Welt kommen, Hellseher sind.

Für die Landbevölkerung war der 2. Februar mit wesentlichen Umstellungen verbunden. Nun wurde der Stallmist aufs Feld geführt, und man begann mit der Arbeit im Gemüsegarten wie auch im Weingarten, nämlich mit der Rebschere. In Mercydorf pflanzte man die Melonen immer am 60. Tag des Jahres an. Die Spinnstuben mussten schließen. Weil der Tag gewachsen war, nahm man das Abendessen erstmals wieder ohne Licht ein. An diesen Wechsel erinnert ein Spruch, der auch in Billed, Deutschsankt-michael und Jahrmarkt bekannt war: „Lichtmess – Spinne’ vergess’ – am Tag zu Nacht ’gess’.“

In Deutschland erschien der 2. Februar auch deshalb als Zäsur, weil an diesem Tag der Zins fällig war, ferner, weil den Dienstboten der Jahreslohn ausbezahlt wurde und diese ihr Dienstverhältnis auflösen konnten.

Für das Handwerk hörte zu Lichtmess die Arbeit bei Licht auf, die mit Licht am Montag nach Michaelis (29. September) angefangen hatte. Der Nachmittag nach diesem Datum wurde von den Meistern meist freigegeben und hat Lichtblaumontag geheißen.





DEM FRIEDEN DIE EHR

oder: *der drittgrößte Abwehrbau der Welt*

von Franz MARSCHANG

Wer in Deutschland unterwegs ist, Menschen begegnet, ins Gespräch kommt und Fragen stellt, die ihn selbst beschäftigen, merkt oft mit Verdruss: der Großteil der Deutschen weiß von wesentlichen Geschehnissen der eigenen Geschichte herzlich wenig. Und sage keiner, die eigene Geschichte habe nichts mit WIEN zu tun. Sie hatte es schon lange vor dem Großmaul Hitler.

Es stünde den deutschen Schulen und Schülern gut an, einiges aufzuholen. Es gibt bedeutende Namen, deren Klang zu Unrecht längst verhallt ist, wie *Prinz Eugen von Savoyen, Banat, Banater Schwaben*.

Gelegentlich prahlen Rumänen, sie hätten im Laufe der Jahrhunderte Europa gegen den Einfall asiatischer Horden verteidigt. Dabei waren sie über Jahrhunderte ihrer Geschichte hinweg lediglich Randgebiete des türkischen Sultanats, die ohne Erlaubnis und Zustimmung des Sultans nicht einmal ihre obersten Landesherrn einsetzen konnten. *Temeschburg, (Temeswar, Timișoara)* kam in ihrer Geschichte nicht einmal dem Namen nach vor.

Es wäre angezeigt, wenn die deutsche Presse und das Fernsehen auch mal an den Völkermord erinnerten, den Bukarester Politiker 1944 an den Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen, eigentlich an allen Menschen deutscher Volkszugehörigkeit auf ihrem Landesterritorium verübt haben. Sie erklärten diese in jenen Nachkriegsjahren samt und sonders zu Kriegsverbrechern, entzogen ihnen die rumänische Staatsbürgerschaft und enteigneten sie von einem Tag auf den anderen bis auf die Kleider am Leibe.

Wenn heute kaum mehr als eine unerhebliche Anzahl Deutschstämmiger auf rumänischem Staatsgebiet lebt, ist das die Folge ruchloser Ereignisse. Keiner hat die Heimat verlassen aus dem lustvollen Verlangen, die Welt zu bereisen.

Presse und Fernsehen könnten in einem Rückblick mal verdeutlichen, dass die Banater Schwaben es waren, welche am Aufbau, an der Ausweitung, am hohen kulturellen Rang der Stadt Temeswar wesentlichen Anteil haben. Die heute zweitgrößte

Stadt Rumäniens bewirbt sich seit etlichen Jahren um den Titel einer Kulturhauptstadt und hat gute Aussichten, es bald zu werden. Sie empfiehlt sich durch Leistungen, die in nicht geringem Umfang von ihrer einst mehrheitlich deutschen Bevölkerung erbracht wurden.

Es stimmt, Vieles ist weit zurückliegende Vergangenheit. Aber auch die Leistungen auf dem Territorium Deutschlands, sind nicht überwiegend Gegenwartserfolge, sondern nur über weite Zeiträume hin zustande gekommen. Dennoch wird immer wieder mit Recht daran erinnert.

Ein hoch interessantes Thema, das auch in der geschichtlichen Vergangenheit des Banats aktuell war, betrifft die Österreichische Militärgrenze. Nach der Chinesischen Mauer und dem römischen Limes war die Militärgrenze die drittgrößte Verteidigungsanlage der bekannten Menschheit.

Vor Jahren hat Prof. a.D. Franz QUITTER für eine landsmannschaftliche Veranstaltung der Banater in Freiburg einen Vortrag darüber erarbeitet. An seine Erkenntnisse habe ich angeknüpft und in meinem Bild-Text-Band „Wo sind sie geblieben“ mehrere Textseiten darüber untergebracht.

Es geht hier um einen Schutzwall gegen das Vordringen der Türken, dessen Anfänge ins 16. Jh. zurückreichen, dessen Ausweitung und Nutzung - ein vielschichtiges Geschehen - sich über einen Zeitraum von 350 Jahren erstreckt. Da die Türken am Ende des 15. Jh.s bis an die Südostgrenze des Deutschen Reiches herangerückt waren, wurde ein wirksamer Verteidigungswall für die grenznahen Länder unabdingbar. Er ist bedarfsoorientiert in vier Etappen entstanden. Ihren Ursprung hatte die Militärgrenze, die wie bereits aus dem bisher Gesagten erkennbar, keine bloße Demarkationslinie war, im 16. Jh. in Kroatien - zu jener Zeit in Personalunion mit Ungarn. Hier wurden um 1538 die ersten Anlagen eines in seiner Art einmaligen Verteidigungssystems grundgelegt, später als erstes Generalat bezeichnet.

1630 modernisierte man die Militärgrenze und legte im Statutum Valachorum die Rechts- und Besitzverhältnisse der Militärgrenzbewohner exakt



fest.

Zeitlich und räumlich entstand um 1702 in Slawonien das zweite Generalat. Der Adel dieser Länder sah schon früh in der Verbindung mit den österreichischen Landesfürsten die Möglichkeit, Unterstützung im Kampf gegen die Türken zu erlangen.

Der letzte türkische Einfall ins Banat (1735-1739). führte dazu, dass man im Süden des Banats den Abwehrgürtel gegen neue Türkeneinfälle mit dem dritten Generalat ausweitete. Bis etwa 1764 wurde schließlich als viertes Generalat der Schutzgürtel am Rande Siebenbürgens bis hinauf ins Buchenland hoch gezogen.

Im Folgenden - stellenweise ergänzt – ein Auszug aus dem genannten Banat-Buch über diese gewaltige Verteidigungsanlage.

Die österreichische Militärgrenze galt als Pufferzone gegen die anrennenden Osmanen. In der Zeit ihrer größten Ausdehnung (um 1850) zog sie sich auf einer Länge von 1850 km von der Adria bis zum Buchenland hin und umfasste ein Gebiet von 50.000 Quadratkilometern. Sie kann keinesfalls als ein bloß militärisch-technisches Problem gesehen werden, war vielmehr wichtiger Bestandteil der historischen Entwicklung dieses Raumes.

Es war im Grunde eine Militär-Bauern-Grenze. Im Grenzland wurden Freiwillige – weitgehend aus der orthodoxen Balkanbevölkerung – als Bauern ange-siedelt. Der einzelne erhielt bis zu 24 Joch (etwa 14 Hektar) abgabefreien Boden – im Zeitalter der Leibeigenschaft ein enormer Vorteil.

Den Grundstock bildete die bäuerliche Großfamilie. Drei Generationen wohnten in einem Haus. Die Grenzer waren unabhängig von den Komitatsbehörden und den Grundbesitzern (dem Adel) und nur dem Kaiser unterstellt.

Das Grenzgebiet wurde in unterschiedliche Lehen aufgeteilt (für Infanterie, für Husaren, für Soldaten, für Unteroffiziere und Offiziere), die Grenzlehen zur freien Nutzung verliehen. Bei Alarm hatten sich alle Männer im Alter von über 17 Jahren in den Alarmstationen einzufinden. Binnen weniger Stunden konnten solcherart 6.000 bis 7.000 Grenzer-Kämpfer aufgeboten werden.

Das einzelne Lehen wurde weder aufgesplittet noch vergrößert. Kriegsuntauglichen durfte kein Lehen geschenkt, verkauft oder vererbt werden. Jedes Lehen hatte bei Bedarf einen Mann zu stellen. Das Einkommen aus der freien Nutzung nahm die Stelle des Wehrsoldes ein. Der österreichische Kaiser hatte so eine sich selbst erhaltende und sich sogar selbst vermehrende Armee. Dabei waren die Grenzer persönlich am Kampf interessiert, weil das Dasein ihrer Großfamilie vom Grenzlehen abhing.

Die Militär-Grenzer wurden als tapfere, ja grausame Krieger eingesetzt. Im Dreißigjährigen Krieg (1618-1648) waren sie auf allen Schauplätzen gefürchtet. Im Siebenjährigen Krieg (1756-1763) kämpften in der österreichischen Armee mehr als 80.000 Grenzer.

Unter der Regentin Maria Theresia (1717-1780) erlangte die Militärgrenze ihre perfekte Organisation und wurde damit auch zum personellen Rückgrat der österreichisch-ungarischen Armee. Sie diente der Vorneverteidigung der habsburgischen Erbländer, Österreich, Böhmen/Mähren und Schlesien, die diese auch restlos finanzierten: Festungsbau, Ausrüstung, Proviant, Sold. Eine Kette von Festungen, ein Netz von Kirchenburgen, dazwischen Wachtürme, feste Lager und Vorrathäuser – das war das Rückgrat. In den Festungen lag eine stets bereite reguläre Truppe von mehreren tausend Soldaten.

Das einzelne Grenzerregiment umfasste ein genau abgestecktes Gebiet. So wurde die Grenzregion zu einer riesigen Kaserne, die ihre Soldaten selbst hervorbrachte und versorgte gleichzeitig die Habsburgermonarchie politisch und militärisch absicherte.

Die hinter diesem Schutzwand angesiedelten Wehrbauern, die Grenzer, waren Bauernsoldaten, angeworben aus der orthodoxen Balkanbevölkerung, zum Teil von den Türken vertrieben. Ein Drittel aller Waffenfähigen versah als Einrollierte seine 135 Diensttage gegen Sold auf Wache oder in Manövern. Die Restzeit stand zur Bestellung der Felder frei. Jedes Grenzhaus genoss für die Einrollierten eine Steuerermäßigung. Die Nichteinrollierten, also zwei Drittel, waren in Friedenszeiten ganz frei für die Feldarbeit.

Bei Alarm und in Kriegszeiten versammelten sich



sämtliche Waffenträger ab siebzehn Jahren binnen weniger Stunden. Ein umfassendes Kundshafternetz und ein wirksames Alarmierungssystem durch Feuerzeichen und bereit gestellte Kurierpferde beugten großen Überraschungen weitgehend vor. Kleinere Grenzplänkeleien waren an der Tagesordnung

Die Offiziere der österreichischen Militärgrenze waren nicht nur Befehlshaber, sondern auch Verwaltungsbeamte. Die Kommando- und Verwaltungssprache war stets und überall Deutsch. Das Schulwesen erfasste frühzeitig jeden Grenzerort, Analphabeten gab es keine; jedes Grenzerkind lernte neben seiner Muttersprache auch Deutsch. Hier haben Südslawen und Rumänen zu einer Zeit, als ihre Stammlande unter dem Halbmond im kulturellen Halbdunkel dahinschlummerten, ihre Schriftsprache und ihre gesamte Bildung auf europäisch-es Niveau zu heben vermocht.

Von hier aus erfolgte dann später die geistige Erneuerung der Serben und Rumänen zu selbstbewussten Nationen. Die Zahl großer Madjaren und Szekler, Kroaten und Serben sowie Rumänen, die Grenzersöhne waren, ist erheblich.

In dem Bestreben, die Loyalität der Grenzer zu sichern, wurde ihnen ihr Lebensboden als Eigentum zugeteilt. Damit aber erlahmte der Kampfesfeifer der Grenzer-Kämpfer. Es lohnte nicht, für einen Boden zu kämpfen und zu sterben, den man nicht mehr verlieren konnte. Obendrein ergriffen viele Grenzer in der Revolution von 1848 Partei für ihre Landsleute, also gegen das Herrscherhaus. Hinzu kam, dass Ungarn -1866 zum autonomen Staat aufgerückt - auf die Auflösung der Militärgrenze drängte, da Wien mit diesem Machtfaktor den neuen ungarischen Staat hätte bedrohen können.

Als dann auch noch Preußen 1868 die allgemeine Wehrpflicht einführte, die mehr Soldaten bereitstellen konnte als die Militärgrenze, hatte diese sich überlebt. Sie wurde 1872 durch kaiserliches Handschreiben aufgelöst.

Es mutet irre an und ist abscheulich, wenn Politiker unserer Tage sich in ihrem Großmachtstreben von den Denkkategorien vergangener Jahrhunderte „verzaubern“ lassen, und in irrationaler Vorgehensweise längst über Bord geworfenen Szenarien von Weltreichen einer Auferstehung zuführen

wollen, in ihrem Zynismus bereit, die hochentwickelte militärische Technik des 20. Jh.s einzusetzen, was unleugbar die Zerstörung des Erdballs zur Folge hätte.

Zitat aus der aktuellen Presse: „Wenn der Präsident alle Gebiete beansprucht, die irgendwann einmal von Moskau kontrolliert wurden, können sich die Menschen von Kabul bis Chemnitz warm anziehen.“

**Das Cover
von Franz Marschangs Bild-
und Textband:
“Wo sind sie
geblieben”**

Fotoarchiv:
Fred Zawadzki



Franz Marschang hatte erst am 29. Juli 90. Geburtstag. Wir gratulieren dem Jubilar auf diesem Wege und wünschen viel Gesundheit, Glück und seelischen Frieden!





DIE KRIEGSMEDAILLE

ALS ERINNERUNG AN DAS ÖSTERREICH-UNGARISCHE REICH

von Mathias POSSLER und Matz REISZ

Die Kriegsmedaille wurde am 02. Dezember 1873 vom KAISER FRANZ JOSEPH I. von Österreich-Ungarn gestiftet und konnte an alle Militärpersonen der k.-u.-k.-Streitkräfte verliehen werden, die an einem oder mehreren Feldzügen der Jahre 1848, 1849, 1859, 1864, 1866, 1869, 1878, 1882, sowie an den militärischen Einsätzen im Verlauf des chinesischen Boxeraufstandes 1900-1901, teilgenommen haben.

Die aus der Bronze erbeuteter Geschütze gefertigte runde Medaille, zeigt den nach rechts gewandten Kopf des Stifters. *Umlaufend FRANZ JOSEF I. KAISER V. ÖSTERREICH; KÖNIG V. BÖHMEN etc. APOST. KÖNIG V. UNGARN.* Rückseitig von einem nach oben offenem Kranz aus Lorbeer-(links) und Eichenzweigen(rechts) umschlossen die dreiteilige Inschrift am 2. DECEMBER 1873.



Das Ordensband ist gelb-schwarz quer schraffiert, von einem schwarzen Seitenstreifen begrenzt und von einem gelben Randstreifen abgeschlossen.

Getragen wurde die Auszeichnung am Dreiecksband auf der linken Brust.

Während des ersten Weltkrieges wurde die Medaille nicht verliehen.

Ausführungen:

Material: Bronze, Bronze vergoldet, Kriegsmetall, Kriegsmetall vergoldet.

Ösenart: Walzenöse und Kugelöse bekannt.

Es gibt unter anderem folgende Varianten (jeweils aus verschiedenen Materialien):

- 1) Kriegsmedaille mit Walzenöse.
- 2) Kriegsmedaille mit Kugelöse.
- 3) Ohne Innenrand auf der Vorderseite.
- 4) Auf der Rückseite Dezember anstatt von December.

- 5) Auf der Vorderseite Oesterreich und Koenig anstelle von Österreich und König
- 6) Aluminium-Haken zur Medaillenbefestigung am Band.



- 7) Abweichungen beim Porträt auf der Vorderseite und bei dem Zierkranz auf der Rückseite. Die zwei jahrelang aufbewahrten Kriegsmedaillen wurden vom Matz REISZ an Mathias POSSLER gespendet. Im Anschluss veröffentlichen wir seinen Brief.

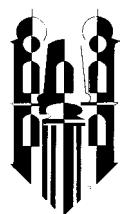
Hallo Matz,

Wie besprochen, schicke ich Dir die Medaillen, die etwa seit 2016 bei mir rumliegen. Die stammen beide vom oberen Friedhof aus Jahrmarkt. Der Totengräber Ion ŞERFEZEU lebt nicht mehr, so kann man da nichts mehr erfahren; welches Grab er ausgebuddelt hat und wo diese Medaillen gefunden wurden! Ich bin mit meinem Latein am Ende, und wüsste nicht was man da noch recherchieren könnte. Ich habe im PC geguckt, um was es ich bei diesen Medaillen handelt und Dir die Daten übermittelt. Habe Dir einiges ausgedruckt, damit Du in etwa in eine Zeit vor dem ersten Weltkrieg versuchen kannst einzuordnen. Es wäre schon interessant zu erfahren oder herauszufinden: wer der stolze Träger war, der in Ehre und Kaisertreue diese Medaillen bis ins Grab trug. Viel Erfolg bei der Suche! Vielleicht gelingt es Dir etwas herauszufinden. Diese beiden Medaillen schenke ich Dir, mach' etwas damit: es ist ein bisschen JAHR-MARKT-BANATER-GESCHICHTE!

Viele Grüße aus Worms an alle zum Reisz Matz
30.01.2022

Anmerkung der Redaktion: Es wäre interessant herauszufinden, ob vielleicht einer der Leser dazu Informationen besitzt und an uns weiterleiten könnte.

Mit bestem Dank im Voraus.

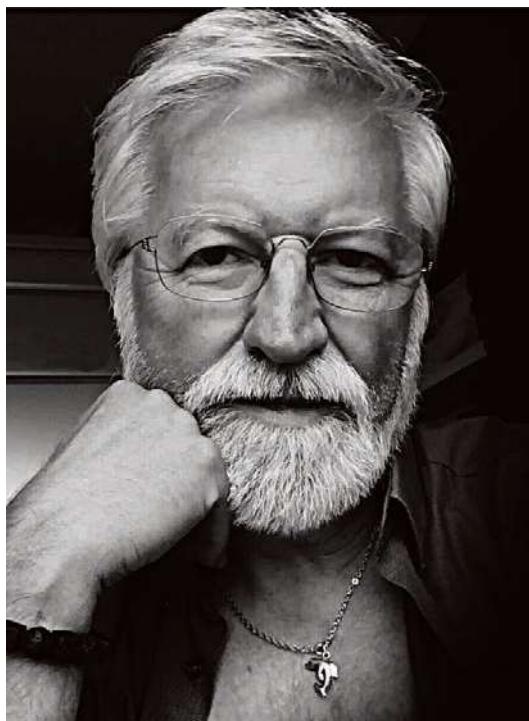


VOM FINDEN UND VERSCHWINDEN DER ZEIT

Interview mit dem Schriftsteller Horst Samson

von Peter SRAGHER (Bukarest)

Mit dem in Neuberg, bei Frankfurt am Main lebenden Schriftsteller Horst Samson, 1954 in der rumänischen Bärägansteppe, während der Deportation seiner Eltern geboren, Autor von inzwischen vierzehn Gedichtbänden, Herausgeber und Übersetzer rumänischer Lyrik, führte Peter SRAGHER, Präsident von FITRALIT, der Bukarester Abteilung – Literarische Übersetzungen des Rumänischen Schriftstellerverbandes, nachfolgendes Gespräch für die Zeitschrift der FITRALIT in Bukarest.



Sragher: Was für ein Gefühl als Kind hattest du, in der Bärägan-Tiefebene geboren zu sein? In der Heimat, die Panait Istrati so bekannt gemacht hat? Hast du als Kind den Frust deiner Eltern empfunden?

Samson: Als dort geborenes Kind bekam ich den Frust der Eltern nicht mit, nur später, aus ihren Erinnerungsberichten, wenn sie erzählten, wie bitter die Aushebung am 17. Juni 1951 war, wie verwirrt die Nacht verlief und wie ängstlich meine Mutter mit meinem damals gerade zweieinhalb Jahre alten Bruder Günther im Arm war, weil sie nicht wusste, wohin es gehen würde. Mein Vater hatte sich zudem mit einem Offizier angelegt, der die Familie aus dem Schlaf geklopft hatte. Mutter musste sowohl meinen weinenden Bruder als auch meinen erregten Vater beruhigen. Sie habe damals große Angst gehabt, dass mein Vater, der recht energisch sein konnte, „eine Dummheit“ begehen würde, denn der Offizier war bewaffnet und in Begleitung eines ebenfalls bewaffneten Soldaten. Alle befürchteten, man würde sie wieder nach Russland deportieren. Es schwang stets viel Traurigkeit in Mutters Erinnerungen mit. Aber ich hörte immer auch schöne Geschichten. Wie es sich auf dem Bärägan in den rumänischen Dörfern herumgesprochen hat, dass die Deportierten ja keine Gewaltverbrecher und Mörder seien, sondern strebsame, zivilisierte Menschen, die schnell ihre proviso-

rischen Unterkünfte errichtet und dann ihre Hütten gebaut hatten, sich in kleinen Gemeinschaften organisierten, sich gegenseitig halfen, auch fleißig auf den Baumwollfeldern arbeiteten. Oder wie mein Vater als Leiter einer „Schrammel“ mit seinen fünf Musikanten-Kollegen rumänische Lieder einstudierte, wie gerne er - und zwar bis zu seinem Tod in Heidelberg - rumänische Romanzen sang, wie seine kleine Musikkapelle eingeladen wurde, Bälle und Hochzeiten in den rumänischen Dörfern zu spielen und wie er dank des Akkordeons zum Kantinenverwalter avancierte auf der Pferdezuchtstation, der Herghelia Jecalia, da er ja auch von Beruf gelernter Kaufmann war. Am schönsten war die Geschichte, wie es meiner Großmutter mütterlicherseits, die eine resolute Gastwirtin war, gelungen ist, mehrere Milizmänner zu bestechen, damit sie uns nach meiner Geburt auf dem Bärägan besuchen konnte, wohin sie mir, ihrem noch unbekannten Enkelkind, ein dreirädriges Fahrrad mitbrachte, eine rare „Luxuslimousine“, und einen schwarzen Trainingsanzug mit einem Storch auf der Brust. Es ist das mir liebste und auch schönste Foto meiner jungen Jahre: *Mein Fahrrad und ich in der Weite des Bärägans, neben einem dünnen Bäumchen fotografiert.*

Sragher: Wurden einige deiner Verwandten in den Donbass oder Kuzbass deportiert?

Samson: Nein, aber mein Vater wurde am 9. Mai 1945 in Berlin von einer russischen Patrouille gefangen genommen und geriet so in sowjetische Kriegsgefangenschaft, in der Region Saratow. Von dort ist er, zusammen mit einem, wie man damals sagte "reichsdeutschen" Kameraden aus Aachen, Willi KNOBLOCH, geflohen, der uns Anfang der 70er-Jahre des vorigen Jahrhunderts aus Deutschland mit seiner Frau und den beiden Söhnen in Albrechtsflor besucht hat. Er wollte seine Familie mit den Menschen bekannt machen, die ihm das Leben gerettet haben, wie er sagte. Als mein Vater und Herr Knobloch auf der Flucht unser Dorf erreicht hatten, waren sie nur noch die Schatten ihrer selbst, halb verhungert, heruntergekommen, verlaust, ja fix und fertig. Also versteckten meine Großeltern Herrn Knobloch mehrere Wochen, bis er sich erholt hatte und seine Flucht nach Aachen fortsetzen konnte, wo er auch glücklich angekommen ist.

Sragher: Hast du eine besondere Beziehung zu diesem Kindheitsort Salcămi auch heute noch?

Samson: Nein, leider nicht. Als ich erwachsen war und mich dafür intensiver zu interessieren begann, da war es zu spät. Das Dorf Salcămi, in dem ich geboren bin, war schon geschleift, dem Erdboden gleich gemacht. Ich schrieb mal in einem Gedicht: Wo keine Zeugen mehr sind,



da ist nichts geschehen! Ich hätte höchstens nach Friedrich Hölderlins Ruf „Ins Offene“ reisen können, denn es gab nichts mehr zu sehen. Der Ort unserer Demütigung und Gefangenschaft („D.O. - Domiciliu Obligatoriu“, auf deutsch „Zwangsaufenthalt“, stand in den Ausweisen meiner Eltern) hatte sich in Luft aufgelöst. Er ist für mich verloren, für immer verloren, ein „unbekanntes“ Stück meines Lebens, ein offener Landstrich aus vergessenen und aus fremden Bildern. Es sollte für mich der erste bedeutende Verlust in einer Kette von Verlusten werden, denn auch das Banater Grenzdorf Albrechtsflor/Teremia Mică, aus dem meine Eltern stammen und wo ich nach der Rückkehr vom Bärägan wunderschöne Jahre der Kindheit verbrachte, besteht - wegen der Auswanderung der Banater Schwaben nach Deutschland - heute nur noch aus einem Drittel der ehemaligen 333 Häuser. Auch hier sind Teile meiner Biographie verschwunden, haben sich in Staub aufgelöst, obwohl mein Elternhaus in einer von der Kirche abzweigenden Seitenstraße, Hausnummer 24, noch steht. Nachdem meine Eltern und die Großmutter unser 1962 umgebautes Haus wegen mir und meinem Exil im März 1987 verlassen mussten, ich wollte sie nicht alleine in Rumänien zurücklassen, war zeitweise der Miliz-Posten in dem Haus untergebracht, danach das „Dispensar“, schließlich sind die Ärztin und ihre Mutter dort eingezogen. Die ursprünglich gegenüber dem Gebäudetrakt gelegenen Wirtschaftsgebäuden gibt es allerdings nicht mehr, auch nicht mehr die schönen Reben-Spaliere und den Weinergarten meines Vaters. Auch der Weinkeller - meine Großmutter hatte ein Wirtshaus mit Tanzsaal, Galerie und Kegelbahn und so weiter - ist in einem jämmerlichen Zustand.

Sragher: Als Halbwüchsiger wurdest du von deinen Eltern ins Gymnasium nach Hermannstadt geschickt? Was für ein Gefühl hattest du, auf ein Mal in einer großen Stadt zu wohnen und zu lernen? Habt ihr dort Verwandte gehabt?

Samson: Nein, wir hatten keine Verwandten in Siebenbürgen. Im Alter von 14 Jahren schickten mich meine Eltern von Albrechtsflor im Banat in das 600 Kilometer entfernte Hermannstadt in die Schule, und zwar ins pädagogische Gymnasium. Meine Eltern wollten, dass ich Grundschullehrer werde und an einer deutschen Schule unterrichte. Mein Vater hielt viel von der Kultur der Siebenbürger Sachsen. Die Sachsen sind studierte Leute und schätzen Bücher, während bei uns im Banat „die Intelligenz in Hektar gemessen wird“, scherzte er gelegentlich.

Sragher: Wann durften deine Eltern wieder in das Dorf Teremia Mică/Albrechtsflor zurückkehren? Haben sie ihr Haus zurückbekommen?

Samson: Im Herbst 1955 durften meine Eltern zurückkehren. Das Haus, in dem wir wohnten, gehörte ja meiner Großmutter, und die war nicht deportiert, auch wusste sie es als Gastwirtin zu verhindern, dass ihr Kolonisten zwangsweise ins Haus gesetzt wurden. Daher konnten wir zurück in unser Haus einziehen. Das war für mich als Kind recht spannend, denn alle Hochzeiten fanden ja bei uns im Haus, im Gasthof meiner Oma, statt und es gab oft Musik, auch herrliche Torten, Dobosch, Grillagetorte mit gebrannten Zucker und gerösteten Mandeln, Baumstamm,

Nuss- und Kirschtorten und viel leckeres Kleingebäck, vor allem die exzellenten Ischler und Salzkipfel hatten es mir angetan. Bei uns im Haus war immer was los! Am spannendsten kamen mir als Kind die Hochzeiten der „Zigeuner“, wie sie sich selber nannten, also der „Sinti und Roma“ vor. Die verliefen besonders laut und dynamisch. Ich mochte auch die exotischen, weiten und bunten Röcke der Zigeunerinnen. Oft aber wurde nachts geräuft, Wein und Schnaps flossen in Strömen, die Messer saßen locker, und so passierte es etliche Male, dass sie im Streit den Kessel mit dem Paprikasch, eine Art Gulasch, umwarfen. Danach ging die Feier fröhlich weiter, es wurde getanzt und gesungen, so als wäre nichts geschehen. Wir Kinder standen hinter den Pfeilern und sahen dem Treiben der Erwachsenen mit Herzklopfen zu.

Sragher: Die Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg wurden oft als Nazi beschimpft? Hast du eine solche Erfahrung gemacht?

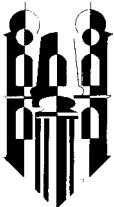
Samson: Nein, Nazi hat man mich nie genannt. Man hat uns notorisch als „neamt“ bezeichnet, ein pejoratives Wort, aber das war meistens nicht böse gemeint. Ich habe diesbezüglich jedenfalls keine wirklich dramatische Erlebnisse gehabt, bei uns im Dorf schon gar nicht, aber auch nicht in Hermannstadt oder Temeswar. Im Gegenteil, ich habe eine ganze Reihe rumänischer Freunde gefunden. Und die Beziehungen zu unseren Nachbarn im Wohnblock an der Calea Aradului 25B in Temeswar, die waren wirklich herzlich, geradezu vorbildlich und im Wesentlichen konfliktfrei, es war auch – mit einer Ausnahme – eine verlässliche, zusammenhaltende Wohngemeinschaft. Wenn ich aber heute unseren Wohnblock sehe, wie vernachlässigt er ist, dann kommen mir die Tränen.

Sragher: Gab es einen Lehrer, der dich inspiriert hat, die Literatur und/oder das Schreiben zu lieben?

Samson: Ja, am Pädagogischen Gymnasium in Hermannstadt traf ich eine wunderbare Lehrerin, die mich ins Herz geschlossen hatte, die Schriftstellerin Bettina SCHULLER. Sie unterrichtete Psychologie und Pädagogik an unserer Schule, war sehr klug und belesen und man konnte mit ihr wunderbar diskutieren. Ich mochte sie sehr, auch ihren hochgebildeten Mann, Walter SCHULLER, er unterrichtete Geschichte am „Päda“ und war ein Lehrer und „Gentleman“, das war sein Spitzname unter den Schülern. Bettina Schuller ermunterte mich dazu, vor der Klasse Vorträge über die Alten Griechen und die Polis zu halten. Ich erinnerte mich lebhaft daran, wie ich mich fleißig dokumentierte und Beifall einheimste. Die beiden Schullers waren zusammen mit unserem Musiklehrer Michael NIKOLAUS und dem Philosophielehrer Samuel BEER, meine bevorzugten Lehrer. Ich wollte einmal so gebildet sein wie Bettina und Walter Schuller, aber ich fürchte, ich habe das nicht geschafft.

Sragher: Gab es einen Universitätsprofessor, der dich inspiriert hat, Gedichte zu schreiben?

Samson: Nein, an der Journalistik-Fakultät hatten die Lehrer andere Lehr- und Lernziele. Literatur spielte dort - wenn überhaupt - dann bloß eine sekundäre Rolle.



Sragher: Wie kam es dazu, dass du in der Presse arbeiten konntest? Wurdest du Parteimitglied?

Samson: Nein, ich war kein Parteimitglied als ich zur Zeitung kam. Ich war als Lehrer an die Grundschule des Gymnasiums in die Kleinstadt Busiasch, nahe Temeswar, zugeteilt. Dort lernte ich den Laienmaler Adalbert WIEGANG kennen. Über ihn schrieb ich ein Porträt und trug es zur „Neuen Banater Zeitung“ in Temeswar. Es wurde zu meiner großen Freude veröffentlicht, in der NBZ am 5. Oktober 1976. Und als ich, mich für Literatur interessierend, in den Literaturkreis „Adam Müller-Guttenbrunn“ der Schriftstellervereinigung begab, stellte mich der damalige Feuilletonchef Eduard SCHNEIDER, bei dem ich mein Weigang-Porträt abgegeben hatte, dem NBZ-Chefredakteur Nikolaus BERWANGER vor. Und Berwanger fragte mich ganz direkt: „Junger Mann, Sie können schreiben, wollen Sie zur Zeitung kommen?“ Ich antwortete: „Ja, gerne!“ - „Dann kommen Sie am Montag, um 8 Uhr, zu mir ins Büro“, sagte Berwanger. Ich entgegnete: „Aber Ge- nosse Berwanger, ich muss ja am Montag nach Busiasch in die Schule.“ Berwanger legte mir die Hand auf die Schulter: „Wollen Sie zur Zeitung kommen oder nicht?“, alles andere überlassen Sie mir. Also ging ich couragiert am Montag zu Berwanger in die Redaktion. Nach einem kurzen Gespräch mit ihm bekam ich meinen Schreibtisch zugewiesen und die Lokalchefin Maria STEIN als Betreuerin und Vorgesetzte an die Seite. Das war's! Ein Jahr später, 1978 aber, erließ der rumänische Diktator Nicolae Ceaușescu ein Dekret, alle, die nicht seit 20 Jahren bei einer Zeitung arbeitet oder jene, die keine journalistische Ausbildung haben, müssen umgehend die Zeitungsredaktionen verlassen! Was für ein Schock für mich! Ich dachte, jetzt ist alles aus. Ins Unterrichtswesen konnte ich nicht mehr zurück, da ich kein „Definitivat“ hatte und quer ausgestiegen war. Also, kleiner Mann, was nun? Und wieder half mir Nikolaus Berwanger: „Wir machen dich einfach Parteimitglied. Die wollen zwar keine Intellektuellen mehr in der Arbeiter- und Bauernpartei, aber ich kenne den Temeswarer Bürgermeister Bălan sehr gut, ein feiner Kerl, mit dem kann man reden“, ermutigte mich Berwanger. Und tatsächlich, im Eilverfahren und ohne Ein- und Widersprüche wurde ich in die Partei aufgenommen, denn das war damals die Grundbedingung, zu den Prüfungen an der Journalistik-Fakultät überhaupt zugelassen zu werden, die von der Universität Bukarest der Akademie „Stefan Gheorghiu“ zugeordnet worden war. Das weiträumige Gelände und die Administration waren danach gemeinsam, aber Lehrkräfte und Unterkünfte der Journalistik-Fakultät und der Partei-Kader-Schmiede blieben räumlich und unterrichtsmäßig strikt getrennt. So entstand 1978 ein sehr spannender Sonder-Jahrgang nur aus Journalisten und Schriftstellern. Dort war ich Kollege unter anderem mit dem schon berühmten Dichterogenie Mircea DINESCU und eng befreundet mit dem sehr begabten, viel zu früh verstorbenen Prosaautor Ion BLEDEA aus Sathmar (Satu Mare), der für seinen Band mit Kurzgeschichten „Vînătoare de cai“ („Pferdejagd“) mit dem Preis des Schriftstellerverbandes ausgezeichnet worden war, sowie mit dem Schriftsteller Claus STEPHANI, damals Redakteur der Literaturzeitschrift „Neue Literatur“, zu der ich 1984 beruflich wechselte.

Sragher: Die „Aktionsgruppe Banat“ - deren Mitglied du

nicht warst - hat offen gesagt, dass sie an die marxistische Ideologie glaubte, aber die Art und Weise, wie sie in Wirklichkeit umgesetzt wurde, entsprach nicht der Theorie. Was war deine Einstellung dazu?

Samson: Ich war ja in Siebenbürgen, als die „Aktionsgruppe Banat“ (AGB) sich 1972 in Temeswar formierte. Sie löste sich 1975 auf. Allerdings traf ich mich mit den Hauptakteuren der aufgelösten „Aktionsgruppe Banat“ dann 1976 im „Adam Müller-Guttenbrunn“-Literatur-Kreis (AMG), dessen Sekretär ich ab 1981 war. *Herta MÜLLER, die Literatur-Nobelpreisträgerin des Jahres 2009*, die zwar in Temeswar studiert hatte, war - wie ich, *Balthasar WAITZ und Helmuth FRAUENDORFER* - ebenfalls nicht Mitglied in der „Aktionsgruppe Banat“, allerdings schloss sie sich dann auch dem AMG an, daher zählt man uns zu den sogenannten „näheren Freunden der Aktionsgruppe Banat“. Wahr ist, um auf deine Frage zurück zu kommen, wir waren alle links orientiert, hätten das Ceaușescu-Regime am liebsten noch links überholt. Was wir jedoch für uns als links definiert hatten, dass passte nicht zu den politischen Richtlinien und Marschrichtungen des sich zwar links gerierenden, aber längst hemmungslos in die Diktatur und den Persönlichkeitskult abgerutschten Regimes des Nicolae, der Ceaușescu, der kommunistischen „Eiche von Scornicesti“. Und so kam es, wie es kommen musste, die Kollision mit der Macht war nicht zu vermeiden.

Sragher: Nachdem du mehrere Jahren als Journalist gearbeitet hast, musstest du - da die Partei ein entsprechendes Gesetz erlassen hat - Journalismus-Kurse machen, da du die Journalistik-Fakultät nicht absolviert hattest...

Samson: Ja, das ist richtig! Ich sagte es ja schon, ich habe von 1978 bis 1983 zehn Semester Journalistik studieren müssen und mit einer Diplomarbeit über die Literaturzeitschrift „Banater Schrifttum“ und die journalistischen Genres abgeschlossen. Den Titel der Diplomarbeit habe ich noch umbenennen müssen. Wir einigten uns schließlich auf: „Die Zeitschrift „Banater Schrifttum“ (1949-1955) - Spiegel der Bemühungen zur Herausbildung eines sozialistischen Bewusstseins“ („Revista „Banater Schrifttum“ (1949-1955) - Expresie a străduințelor pentru formarea conștiinței sociale“).

Sragher: Wie hast du die Entscheidung getroffen, Rumänien zu verlassen?

Samson: Es war keine leichte, auch keine ganz freiwillige Entscheidung, da meine Eltern nicht noch einmal von vorne anfangen wollten. Ihre Vision war es, in Albrechtsflor ihr Lebensende zu verbringen. Und ich brüstete mich gelegentlich großspurig damit, dass ich der Letzte sein würde, der im Banat „das Licht ausdreh“t. Es sollte ganz anders kommen. Nach der sogenannten Protestaktion „Brief an die Macht“ (1984) unterzeichnet von mir, außerdem noch von Helmuth Frauendorfer, Johann Lippet, Herta Müller, William Totok, Richard Wagner und Balthasar Waitz, war ich bei der Vorladung durch den Propagandasekretär des kommunistischen Kreisparteikomitees, Eugen Florescu, und den Geheimdienstchef Cristescu der Wortführer der Gruppe und trug gegen den Willen der Nomenklatura ein am Vorabend der Begegnung von mir formuliertes und umfassendes Programm an Forderungen



vor. Dabei kam es zum offenen Eklat, wir wurden mit 15 Jahren Gefängnis bedroht und im lauten Streit Hals über Kopf rausgeschmissen. Im gleichen Jahr sorgten wir für einen Schlag ins Kontor und lösten, weil man uns verboten hatte, den linken Schriftsteller Günter HERBURGER aus der Bundesrepublik Deutschland in den AMG-Kreis einzuladen, den Literaturkreis auf, den man für minderheitspolitische Propaganda im Ausland missbrauchen wollte. Danach erhielt ich Veröffentlichungsverbot, wurde im März 1986 mit dem Tode bedroht, was unser Familienleben dramatisch veränderte. Als ich mit meinen Eltern sprach und sie davon in Kenntnis setzte, dass wir auswandern müssen und ich sie auf gar keinen Fall alleine in Rumänien zurücklassen könne, weinte meine Mutter und mein Vater verlor sich zeitweise im Alkohol. Ein Jahr später, am 6. März 1987, saß ich eine kalte Nacht lang mit meiner Frau Edda, unserem Sohn Elvis, mit meinen Eltern, meiner halbblinden Großmutter und einigen Freunden, die uns begleitet hatten, zwischen vier Koffern und zwei Reisetaschen im Wartesaal des Grenzbahnhofes Curtici und wartete auf den Schnellzug im Morgengrauen nach Westen. Am gleichen Abend erblickten wir das bunte Lichtermeer von Nürnberg. Mit jener Nacht in Curtici endet mein Gedichtband „La Victoire. Ein Poem“ (2003 erschienen), in dem die Zeit in Rumänien, vom Ende des Zweiten Weltkrieg bis zum März 1987 poetisch exemplarisch gespiegelt ist.

Sragher: Bundesrepublik Deutschland. Du bist angekommen. Wie war dein Eindruck? Wie hast du in der neuen Heimat Fuß gefasst?

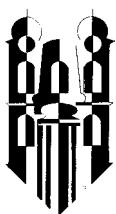
Samson: Erst als der Schnellzug die Grenze nach Ungarn passiert hatte, atmete ich auf. Ich lebte! Und ich hatte meine Liebsten bei mir im Zugabteil. In der Bundesrepublik Deutschland erwartete man uns nicht mit Rosen. In Nürnberg verhörte mich zuerst die CIA, und zwar vier Tag lang musste ich bei denen antreten, bis ich endlich, nach Protest am vierten Tag, den Stempel bekam, dass meine Einreise weiter gehen kann. Meine Eltern hatten Angst, sie befürchteten schon, dass es neue Schwierigkeiten gäbe, denn bei den anderen Aussiedlern gingen alle Einbürgerungsschritte merklich flotter voran. Nach der CIA kam ich zum Büro des Bundesnachrichtendienstes. Die beiden Beamten dort waren jung und höflich und wussten alles über mich. Nach einer guten halben Stunde, war das Gespräch beendet und ich hatte den nächsten Stempel auf meiner Einreisekarteikarte. Freundlich luden sie mich noch ein, sie doch später, wenn ich mal Wurzeln gefasst habe, in Pfullach, beim Sitz des Bundesnachrichtendienstes, zu „besuchen“. Fröhlich dankend und die Türklinke schon in der Hand antwortete ich: „Definitiv für alle Zeiten abgelehnt!“ Sie lächelten verschmitzt, wie ich fand! Wir verließen das Registrierungslager in Nürnberg und man brachte uns im Bus über Rastatt nach Heidelberg, wo wir bleiben wollten. Es folgten die Monate der Formalitäten und Akten, wir lebten in jener Zeit mit zwei polnischen Familien im Lager in Heidelberg-Kirchheim in einer Dreizimmerwohnung, in jedem Zimmer eine andere Familie, die Küche benutzten wir gemeinsam. Doch allmählich nahte Licht am Ende des Tunnels. Ich fand eine Stelle als Redakteur der „Leonberger Kreiszeitung“, wurde dort nach drei Monaten Probe-

zeit zum Stellvertretenden Redaktionsleiter befördert. 1990 übernahm ich die Chefredaktion der Zeitungsgruppe „Bad Vilbeler Anzeiger“, der 1851 gegründet wurde und eine der ältesten, noch existierenden Zeitungen Deutschlands war, sodann wurde ich Redaktionsleiter der „Frankfurter Neuen Presse“ bei der „Frankfurter Sozietät“, die damals noch zur FAZit-Gruppe gehörte. Mit 63 Jahren ging ich in Rente und konnte mich endlich mit ganzer Kraft der Dichtkunst und meinen mit Notizen und Gedichten gefüllten Schubladen widmen.

Sragher: Wie war die Beziehung zu den anderen deutschsprachigen Schriftstellern aus Rumänien, die sich in der BRD exiliert haben?

Samson: Die Beziehungen waren, zum Beispiel mit *Richard WAGNER* bereits ab 1984, also noch in Rumänien, in die Brüche gegangen. Ich fühlte mich verraten, weil sich meine Freunde, heimlich über *Ernst WICHNER* als Vermittler, der seit 1975 in Westberlin wohnte, 1986 zu ihrem Schutz in den Berliner Schriftstellerverband aufnehmen ließen, ohne mir davon ein Wort zu sagen. Ich erfuhr es nachts, aus dem Radiosender „Deutsche Welle“ und war entsetzt. Damals hatte ich erstmals wirkliche Angst. Bis dahin dachte ich, ich wäre nicht alleine, sondern in einer Gruppe, und da könnte mir nicht so einfach etwas passieren. Die Enttäuschung bei mir war riesig und ich weinte in jener Nacht. Dennoch blieb ich befreundet mit *William TOTOK*, wir trafen uns fast täglich in der „Cofetăria Violeta“ am Temeswarer Corso zum Espresso, auch mit *Johann LIPPET* und *Balthasar WAITZ* blieb die Freundschaft intakt. In Deutschland ging ich meiner beruflichen Arbeit als Journalist nach, ein stressiger Beruf, und war über Jahre hin isoliert, wurde zu wichtigen Begegnungen, wie zum Beispiel der Tagung in Marburg 1989 verblüffenderweise gar nicht eingeladen, obwohl ich mich damals literarisch auf einem Gipfel befand. Es war ein äußerst erfolgreiches literarisches Jahr, ich war nämlich nominiert für den „Leonce-und-Lena“-Preis in Darmstadt, für den „Kranichsteiner Literaturpreis“, war Jahres-Stipendiat der „Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung“.

Für die Tagung über rumäniendeutsche Literatur in Marburg aber war ich quasi nicht gut genug. Welche Perfidie! Ich war zutiefst enttäuscht, verstand damals die rumäniendeutsche Welt in Deutschland und vor allem die ehemaligen Freunde nicht mehr. Meine Isolation war und blieb mir damals ein Rätsel, sie war jedoch - was ich damals weder wusste, noch ahnte - eine Nachwehe der sehr erfolgreichen Diversionsarbeit der Securitate. Das erfuhr ich erst viel später, 2009, als ich meine *DUI-Akte (Dosar de Urmărire Informativă)* in Bukarest einsehen konnte. Die Securitate hatte überall in meinem Umfeld und im Umfeld meiner Frau verbreitet, auch unter den Literatur-Freunden, dass ich nur deswegen so couragiert und offen kritisch über die politische und soziale katastrophale Situation im Lande rede, weil ich andere provozieren wolle, um sie danach anzuschwärzen, weil ich ein informeller Mitarbeiter der Securitate wäre. Als ich 2009 bei der CNSAS in Bukarest in Vorbereitung des „Münchner Symposiums“, organisiert vom „Institut für Kultur und Geschichte Südosteuropas“ (IKGS) an der Ludwig-Maximilian-Universität Mün-



chen über die rumänien-deutschen Schriftsteller und die Securitate in meiner Akte las, wurde mir schlecht. Ich hatte plötzlich Kopfschmerzen und Brechreiz und dachte, ich kippe vom Stuhl. Beinahe 1000 Seiten Verrat durchblätterte ich und wusste nicht, wie mir geschah. Es war der Horror. Doch jetzt wusste ich wenigstens Bescheid, konnte mir manches erklären, was mir ohne diese Akten nie in den Sinn gekommen wäre.

Und in jener DUI-Akte hatte ein General mit dickem rotem Stift in die obere Ecke eines Berichtes notiert: Samson ist ein feindliches Element und ein westdeutscher Spion, gegen den mit allen Mittel, über die wir verfügen, vorgegangen werden muss. Ich habe über diese Episode geschrieben und es 2012, in meinem Festvortrag anlässlich der 40-Jahrfeier der Gründung der „Aktionsgruppe Banat“ an der West-Universität in Temeswar öffentlich behandelt. Heute sind wir nahezu alle wieder näher zusammengerückt, außer Herta, die ist – wie mir scheint – inzwischen zu groß für so eine kleine Literatur wie die rumänideutsche, die man vor dem Berliner Mauerfall und dem Zerfall des Ostblocks oft als „Fünfte deutsche Literatur“ bezeichnet hat, neben den Literaturen der BRD, DDR, Österreichs und der Schweiz.

***Sragher:** Du schreibst weiter. Bist ein bekannter Deutscher Dichter. Welche ist deine Beziehung zur Unendlichkeit?*

Samson: Unendlich groß und endlich kurz! Das Exil ist, wie *Emil CIORAN* es in seinem Buch „Dasein als Versuchung“ geschrieben hat, „eine Schule des Taumelns“, die mich gelehrt hat, im Unsichtbaren Wurzeln zu schlagen und wie ein Baum kerzengerade dem Licht zuzuwachsen und in mir selber auch Fuß zu fassen. Ich blieb aufrecht, stehe in der Vertikalen und ich gehe bis heute genau wie Horst Samson. Ja, ich bin ich und ich bin stolz, dass ich mich stets so verhalten habe, dass ich in den Augen der Securitate nicht einmal würdig war, gefragt zu werden, ob ich nicht doch mit Ihnen kooperieren würde. Ich habe mich nicht brechen lassen, auch in Deutschland nicht, bin nie zu Kreuze gekrochen, aber ich habe mit Gott – falls es ihn (noch immer) gibt – gebrochen, denn er ist unbarmherzig. Er hat versagt, von Anfang an. Die Schaffung des Menschen ist ihm tüchtig missraten. Das Paradies erwies sich als erkenntnisfeindliche Schlangengrube, das Dasein als quälische Versuchung. Doch der Himmel ist leer, so leer wie eine leere Konservendose. Der Mensch aber betet Gott immer noch ehrfürchtig an, fleht um Gnade, um Vergebung und Nachsicht, aber Gott ist gnadenlos, arrogant und großspurig, er ist herrschsüchtig, indifferent und rücksichtslos, er knechtet die Menschen, verspricht ihnen ein inexistentes Himmelreich, überlässt sie aber auf der Erde Kriegen, Mord und Totschlag, Naturkatastrophen, Ausbeutung und Armut. Gott ist längst geblendet von der Sonne über ihm, er interessiert sich nicht mehr für sein Werk – weder für die Welt, die Natur, noch für den Himmel, die Kirchen und die Menschen, schon gar nicht für die ihnen aufgebürdeten Jämmerlichkeiten, Gebrechen, Gier, Unerbittlichkeiten, Egomanie und Selbstsucht. Was meine Dichtkunst betrifft, so bin ich überzeugt, dass ich wichtige Gedichtbände veröffentlicht habe, die literaturkritisch auch

sehr schön gewürdigt wurden. „Sein Name ist in der Lyrikszene weniger klingend als etwa diejenigen seiner Landsleute *Franz HODJAK*, *Herta MÜLLER* oder *Richard WAGNER*, aber mit seinem neuesten Gedichtband *„La Victoire. Poem“* wird er zweifellos in die Geschichte eingehen als einer, der zuhanden der Nachgeborenen ein bedeutendes Zeitdokument abgeliefert hat, dazu ein ganz großes Stück Weltliteratur und – was nach diesen ersten zwei Attributen nicht selbstverständlich ist – einen Aufsehen erregenden Beitrag zur zeitgenössischen Lyrik“, schrieb der Schweizer Kritiker und Schriftsteller *Erwin MESSMER* bereits 2004 in der Literaturzeitschrift „Orte“, 27. Jahrgang, Nummer 134, über meine Dichtkunst.

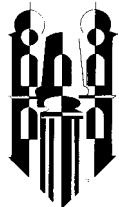
Seither ist viel Wasser die Donau runter ins Schwarze Meer geflossen, ich habe eine Reihe gewichtige und existentiell grundierte Gedichtbände veröffentlicht, wie „Kein Schweigen bleibt ungehört“, „Das Imaginäre und unsere Anwesenheit darin“, „Das Meer im Rausch“, „In der Sprache brennt noch Licht“ oder „Der Tod ist noch am Leben“. Sie sind die Zeugen dafür, dass ich meine Zeit auf Erden genutzt und der an und für sich sinnlosen Existenz Sinn abgetrotzt habe. Ich habe mich nach Kräften bemüht, nicht nur dahin zu leben, geblendet am Ende wie Samson aus dem biblischen Buch der Richter, sondern stets versucht, dieses Dasein bewusst reflektierend zu leben, seine Schönheit als Dichtung und Wahrheit in der Sprache zu destillieren, von Heidegger wissend: „Das ‚Wesen‘ des Daseins liegt in seiner Existenz.“

(Bukarest/Neuberg, im Mai 2022)

Das Interview erschien in "Revista de traduceri literare" nr.72, april 2022

Nähere biobibliographische Angaben zu Horst Samson unter: https://de.wikipedia.org/wiki/Horst_Samson





OTTO ALSCHERS LEBEN IN EINEM TRAUMHAFTEN TEMESWAR

Traum und Trost

von Helga KORODI

Die Seele Europas ist ein Tier, das unendlich lang gefesselt lag, sagt Demian am Vorabend des Ersten Weltkriegs. Alscher liest den Roman „Demian. Die Geschichte von Emil Sinclairs Jugend“ wahrscheinlich am Anfang des Jahres 1919 in der „Neuen Rundschau“, der Zeitschrift des S. Fischer Verlags, in der auch er publizierte. Er vermutet, dass Hermann HESSE der Autor ist und sucht nach einer Einschätzung seiner Tiergeschichte.

Ich hatte ihm, am Beginn meiner Schülerzeit in St., zweimal geschrieben, aber keine Antwort bekommen; darum hatte ich ihn auch in den Ferien nicht besucht, sagt Emil Sinclair. Möglicherweise war Alscher derjenige, der nicht geantwortet hatte.



Otto ALSCHER
schultert einen
WOLF

Fotoarchiv:
Helga KORODI

Der S. Fischer Verlag brachte Alscher mit einem Auszug aus dem Roman „Gogan und das Tier“, in dem Almanach „das 26. Jahr“ mit Hesses „Pater Matthias“ zusammen. Über Pater Matthias‘ Gefühl vom Einklang des Geschehens mit dem eigenen Gemüt, das sich in der Nähe des Tiers einstellt, ist Alscher mit Hesse in einen Dialog getreten. In der Kurzgeschichte „Die Wildkatze“, die am 3. Januar 1914 in der Zeitschrift März, Eine Wochenschrift, begründet von Albert Langen und Ludwig Thoma, von Hesse mitherausgegeben wurde, betrachtet eine im Zoo gefangene Wildkatze ihr Dasein in einem mythischen Raum, das sich in der Weite der Landschaft verläuft. Ihre Erkenntniswege haben zwei Gymnasiasten vor das Rätsel einer Sphinx im Spielplan der Evolution gestellt.

Als Novellen, die das seelische Grenzgebiet zwischen Mensch und Tier behandeln, wie ich es schon in meinem Gogan und das Tier angebahnt, beschreibt Alscher die Tiergeschichten der Vorkriegs- und Kriegszeit in seinem Exposé an den Münchner Verlag „Albert Langen“, am 16. August 1916.

1917 erscheint „Die Kluft, Rufe von Menschen und Tieren“. Eine Gabriel-von-Max-Reproduktion auf dem

Buchumschlag deutet mit einem selbstbewussten Affen auf die menschliche Hybris inmitten einer im Verfall begriffenen Zivilisation.

Cover von der
„KLUFT“

Fotoarchiv:
Helga KORODI

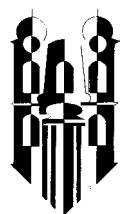


Ist „Die Kluft“ bei Hesse angekommen? Alscher hat kein Domizil mit zuverlässigem Postkästchen. Er muss für Post und Rezeption ins Unbewusste abtauchen, dabei ist ihm der Begriff „Strömungen“ wahrscheinlich nur als ein Zitat aus „Demian“ bekannt: Es stand in Jesus, es stand in Nietzsche. Für diese allein wichtigen Strömungen – die natürlich jeden Tag anders aussehen können, wird Raum sein, wenn die heutigen Gemeinschaften zusammenbrechen.

Über Stefans bleich gewordenes Gesicht flog eine jäh Röte. Er neigte sich über den Tisch und warf seiner Frau einen finsternen Blick zu: „So hast Du mich eigentlich belogen, als du so sprachst?“ Er sprang auf.

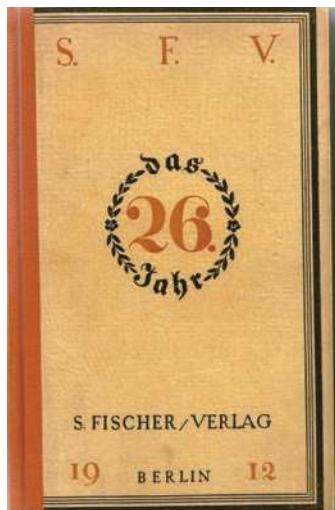
An diesen Umgangsformen, die Alschers Ehefrau unter dem Künstlernamen Else ALSCHER in ihrer 15-Pfennig-Literatur, unter dem Titel „Ein Jahr“, 1916 niederschrieb, scheint sich nichts geändert zu haben. In engen Wohnverhältnissen am Budapestster Bécsi Ut entwirft er ein nächstes Selbstporträt im Spiegel seiner autobiografischen Tier-Geschichten. Hier entschließt er sich über die „Kluft zu rufen“, (29. Folge). Der Titel seines ersten Bandes mit Tiergeschichten wird zur Chiffre seiner Entfremdung, aber auch Medium zu den prägenden Figuren der Literaturszene am Monte Verità, wohin er sich eine Einladung erträumt. „Ich musste die Kluft sehen, auch zwischen mir und den Freunden.“ (F. 33)

In surrealen Kraftanstrengungen entfernt er sich von der „unbarmherzigen Verlassenheit“ der Kriegsjahre und



stattet aus unterschiedlichen Perspektiven Wien, Temeswar und die Karpaten mit Klängen und Farben aus. Wie auch Emil Sinclair befinden sich Otto und Leopoldine Elisabeth trotz ähnlicher sozialer Herkunft in Zwei Welten. Eine geordnete helle Welt steht einer zweite[n] Welt, [wo] es Dienstmägde und Handwerksburschen, Geistergeschichten und Skandalgerüchte gibt, gegenüber. Die andere Welt indessen begann schon mitten in unserem eigenen Hause und war völlig anders, doch anders, sprach anders, versprach und forderte anders.

Leopoldine Elisabeth, alias Else Alscher, schrieb auch anders. Den Traum ihres sozialen Aufstiegs komprimierte sie zu dem Trivialroman, „Ein Jahr“, der Untertitel der Illustration auf S. 11 lautet: Frau Werner kam mit Paketen bepackt hinter ihm her. Dies ist ihre Replik auf Hugo von Hofmannsthals „Jedermann“, den sie aus dem Almanach kennt: Und wer kommt hinter mir heran? Auf Erden schreitet so kein Mann. Otto hat ihr die Pakete abgenommen, ist in die falsche Fährte getappt und hat sich im Wien der Jahrhundertwende einen poetischen Doppelgänger eingefangen. Seitdem beschattet sie ihren Ehemann und lässt sich nicht abschütteln, verschweigt allerdings, dass sie 1915 seine Anzüge und das von ihm erbaute Haus im Gratzka-Tal neben Orssova verkaufte. Den Genuss einer technischen Errungenschaft, in dem sich die Erzählerin wähnt, besiegt ein amtliches Schreiben: darin wurde mitgeteilt, dass am verflossenen Abend ein Herr vom Schnellzug der Staatsbahn bei Lanzendorf überfahren worden sei. Er entschließt sich auf dem Weg zu sich selbst gegen Elses frommen Wunsch anzukämpfen und sich der Stereotype, die sich seinem Lebenstraum entgegensemmt, zu entledigen. In einem surrealen Briefroman befreit sich Alscher von dem Code seiner Ehefrau und überlegt mit Hesses „Pater Matthias“ einen Aufbruch in das hoffnungsvolle Heute.



*Cover:
Almanach des
S. Fischer Verlags,
in dem Otto Alscher
mit dem Auszug
"Die Hühnerjagd" aus
"Gogan und das Tier"
vertreten ist.*

*Fotoarchiv:
Helga KORODI*

Der Almanach „das 26. Jahr“ diente den Alschers als Inspirationsquelle, auf die Qualität ihrer Rezeption trifft Schopenhauers Bemerkung zu: Dies Alles nun aber beruht, im letzten Grunde, darauf, dass Jeder eigentlich

nur das ihm Homogene verstehen und schätzen kann. Nun ist aber dem Platten das Platte, dem Gemeinen das Gemeine, dem Unklaren das Verworrne, dem Hirnlosen das Unsinnige homogen, und am allerbesten gefallen Jedem seine eigenen Werke, als welche ihm durchaus homogen.

Sie hat ihn als den untalentierte und verschrobenen Hilfslehrer, Stefan Brunegger, dargestellt, er hingegen sieht sich selbst als jemanden an, der mit der wachsenden Höhe wahrer Geistesbildung auch an Stärke und Reizbarkeit des Gefühls, also an echter ästhetischer Lebenskraft (Leidenschaft und Reiz) eher gewinne als verliere. (Friedrich Schlegel: „Über das Studium der griechischen Poesie“) Der Weg zurück in die Landschaft seiner Wanderungen wird dem Künstler und Kämpfer seines nächsten Selbstporträts echte ästhetische Lebenskraft einflößen.

Von einer poetischen Prägung durch die Landschaft geht auch Felix Salten aus, der im Almanach „das 26. Jahr“, S. Fischer Verlag, 1912, Arthur Schnitzler porträtiert: Auf einsamen Spaziergängen durch die Belebtheit der Stadt, durch die heimliche Traurigkeit stiller Gassen der Vorstadt, auf einsamen Spaziergängen im herbstlichen Frühling des Wiener Waldes, wird es mir in diesen Tagen mehr und mehr bewusst, wie stark sich Arthur Schnitzlers Wesen dieser Landschaft, dieser Stadt hier eingeprägt hat, wie viel er von ihr empfing, und sie von ihm.

Auf „Das Tagebuch der Redegonda“, der Novelle Schnitzlers im S. Fischer Almanach, machen sich die Alscherschen Eheleute einen Reim. Redegonda, der verführerischen Rittmeister-Gattin, verfällt Dr. Gottfried WEHWALDrettungslos und wird schließlich im Duell getötet, durch Rittmeister Teuerheim, der die leidenschaftlichen Korrespondenzen ihres Tagebuchs zensierte.

*Elisabeth
AMBERG*

*Fotoarchiv:
Helga KORODI*



Mit unsäglichem Hohn hat Leopoldine Elisabeth, alias Else Alscher, dem Ton des Rittmeisters nachgeäfft. In ihrer Interpretation hat Dr. Wehwald, der Geist des



Stadtparks zurecht sein Leben verwirkt. „Mir liegt daran“; sprach der Rittmeister, „unsern Handel auszutragen, noch eh‘ Redegondas Tod bekannt wird. Es ist ein Uhr früh, um drei Uhr wird die Zusammenkunft unserer Zeugen stattfinden, um fünf soll die Sache erledigt sein.“ Sie setzt den Takt der Duellvorbereitungen im Takt der Bestattungskutsche fort und stößt ihren Protagonisten unter einen herannahenden Zug. Mit auserlesener Rache verwirklicht sie ihr Ziel, ihren Mann zu erledigen.

Zu den Streitereien der Eheleute, die Leopoldine Elisabeth, alias Else Alischer, in ihrem 15-Pfennig-Roman protokolliert, gehören ihre Vorstellungen über den nächsten Wohnort. Melanie hatte nur das Ende seiner Rede gewartet. Nun protestierte sie eifrig: „Aber du bedenkst gar nicht, Welch große Vorzüge das Großstadtleben hat? Unschätzbare geradezu! Was macht man hier im Winter an den langen Abenden? Man langweilt sich sträflich. Und wäre nicht die Nähe von Wien, bei Gott, ich hielte es keinen Monat hier aus –“

Die Tochter des Temeswarer Schuldirektors, Josef Amberg, die Alischer im Zuge der Verhandlungen über eine Schule mit deutscher Unterrichtssprache in Temeswar kennenlernte, war Leopoldine Elisabeth sofort suspekt. Sie lässt die Geliebte ihres Protagonisten vor ihrem Schicksal kapitulieren. Wenn Du wüsstest, Stefan . . . mein frohes Lächeln ist nicht echt, alles nur Schein, Maske . . . und mein Leben ist ein verfehltes, Stefan! Heftiger schluchzte sie und wagte nicht, den Blick zu erheben. In Stefan aber wurde es plötzlich hell, unbarmherzig hell. Was ihm bisher unbestimmt und unklar gewesen, jetzt fuhr darüber ein grelles Licht und zeigte ihm entblößt und wahr, was er nie hatte glauben wollen . . . Traute eine Entehrte . . .

Nach dieser Offenbarung dichtet sie ihm eine erlebte Rede über seine Geliebte während eines Spaziergangs im Wiener Stadtpark an: Auch sie eine „Zerbrochene“, gellte es ihm unablässig in den Ohren. „Eine vom Schicksal Geächtete! Und ich wollte meinen (sic) dunkle Tage von ihr erhellen lassen, von ihr, die nichts mehr zu geben hat als ein todmüdes, wundes Herz.“

Dass Otto, alias Brunegger, auch erwägt mit Elisabeth Amberg, alias „Traute, eine Entehrte“, ein Heim zu gründen, dafür hielte ihn Leopoldine Elisabeth 1916, noch nicht fähig.

Nach Wien, aber mit der richtigen Frau! In seinem nächsten Selbstporträt wird sich Alischer der ver-kitschten Masken, die seine Ehefrau ihm und ihr übergestülpt hatte, entledigen und des im Duell Ermordeten im Wiener Stadtpark gedenken. Nun verlasse ich mein Heim auf immer, der Geliebte wartet. Durch Redegonda waren ihm Seligkeiten beschieden, die sich nicht vor den Augen des Lesers abspielen. Das kämpferische Pendant Alschers lautet: Sie fühlten das Pulsen ihrer

Körper. In der Nacht war ein erregtes Leben, als lausche die Finsternis einem wuchtigen Gesange. (34. Folge) Das fiktive sowie reale Liebespaar beugt sich „Der Liebe Macht“, so der Titel eines Bildes von Gusto Gräser. In dem hastigen Wellenschlag des Lebens (22. Folge), die Geliebte ist: Insel [in] letzter Einsamkeit [und] tiefstes Ziel. (34. Folge). Denn nur im Endlosen wurzelt die Seele des Menschen. (65. Folge)

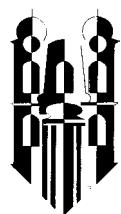
Sooth sich die Tonart ihres Trivialromans in seinen Gedanken meldet, muss er sich Goethes Bemerkung aus den „Wahlverwandtschaften“ gefallen lassen: Wie man es nur über das Herz bringen kann, die garstigen Affen so sorgfältig abzubilden. Man erniedrigt sich schon, wenn man sie nur als Tiere betrachtet; man wird aber wirklich bösartiger, wenn man dem Reize folgt, bekannte Menschen unter dieser Maske aufzusuchen. In der Geschichte „Der Mann, das Mädchen und ein Affe“ (In: Ostland, Hermannstadt (Sibiu), 1919, Heft II, auch in: „Tier und Mensch“, München: Albert Langen, 1928), seiner ersten Tiergeschichte der Nachkriegszeit, wirft er einen analytischen Blick auf einen gequälten Affen, der mit dem Unterbewussten seiner befangenen Besitzerin verkettet ist. Ilse ging stets vorgeneigt. Dabei zog sie ihre schmalen Schultern zusammen, als wolle sie sie verbergen, als schäme sie sich der knospenden Brust.

Ilse schlägt vor, den Rötelaffen in seine Heimat zu bringen, doch ihr Mitgefühl wird nicht ernst genommen. Traumatische Kindheitserlebnisse fesseln und deformieren, was in Sigmund Freuds „Die Traumdeutung“ nachzulesen ist: Die Kinderträume lassen ja keinen Zweifel darüber, dass ein bei Tage unerledigter Wunsch der Traumerreger sein kann.

In diesem herzlosen Milieu bleibt dem Affen ein eigenes Leben und ein eigener Tod verwehrt, was Alischer als eine Tabuverletzung nach Freuds „Totem und Tabu“ deutet: Das Tabu der Tiere, das wesentlich im Verbot des Tötens und Verzehrens besteht, bildet den Kern des Totemismus.

Schließlich stirbt das von seiner Landschaft entfremdete Tier in einem Wintergarten, an einen Zierbaum geklammert, ein Attribut der „Bequemlichkeitskultur“, die Alschers „Gogan“ verachtete, und des Dünkels der Ehefrau Alschers, Leopoldine Elisabeth.

Im Sommer 1919 war Otto Alischer von Budapest nach Temeswar umgezogen und bezog eine Wohnung im „Scherter-Haus“, wo er getrennt von der Ehefrau, Leopoldine Elisabeth, und den beiden Kindern, Helmut und Helga, lebte, in der Nähe des Domplatzes und der Redaktion des „Banater Tagblatts“. Dazu würde Demian kommentieren: Der Mensch, welcher nicht zur Masse gehören will, braucht nur aufzuhören, gegen sich bequem zu sein, er folgt seinem Gewissen, welches ihm



zuruft: *sei Du selbst! Das bist du alles nicht, was Du jetzt thust, meinst, begehrst.*

Otto Alschers Kinder, die 1915-1919 die Volksschule in Budapest besucht hatten, wurden in Temeswar eingeschult. Helmut Alscher wird 1927 an dem deutsch-ungarischen „Realgymnasium“ für Jungen die Reifeprüfung ablegen, Helga Alscher ist hier sieben Jahre lang „Externistin“. Vom 29. September bis 12. Oktober liefen die Einschreibungen, am 14. Oktober begann der Unterricht in vier Räumen, verantwortlich für die Eröffnung war der Staatssekretär Lutz Korodi. (laut Hans Dipplich und Christof Deffert, in der Monografie: *Das Staatliche Deutsche Realgymnasium Zu Temeswar. Die Deutsche Mittelschule Nr. 2, Nikolaus Lenau zu Temeswar*). Alscher multipliziert Lutz Korodis Zukunftsidee des „Umdenkens“ als „Kunst der Gegenwart“ (Umdenken. Die Kunst der Gegenwart. In Ostland. Monatsschrift für die Kultur der Ostdeutschen, 1. Heft, Oktober 1919): Wohl wird es eine geraume Zeit dauern, bis auch der einfachste Mann rumänischer Abkunft dies vornehmste Staatsgrundgesetz verstandes- und gefühlsmäßig sich ganz zu eigen macht, aber grundsätzlich ist, das wollen wir festhalten, den Deutschen wie den Madjaren Groß-Rumäniens am Tage von Karlsburg aus freien Stücken, ohne jeden Zwang von außen, ein Wechsel ausgestellt worden, dessen restlose Einlösung die wichtigste Voraussetzung ist für die gedeihliche Entwicklung, vielmehr für den dauernden Bestand dieses Staatswesens.

Diesen Toleranz-Appell verstärkt Alscher durch die Kunst des Umbauens, in einer Zeit als über Grenzen verhandelt wurde. Schulbewusst erinnert er sich an die Gestalt eines politischen Widersachers der Vorkriegszeit, den sein Protagonist während eines Wutausbruchs seinem Schicksal überlassen hat, statt ihm originelle Orientierungshilfe in einem brennenden Wald zu bieten.

Unter dem Einfluss der Psychoanalyse, der reformistischen Ansätze der Wiener Bildungspolitik und des „Wiener Kinetismus“ wirkt der Protagonist dieses fragmentarischen Künstlerromans als Architekt eines Gesamtkunstwerks, der die Zeichen der Natur aus seinen Träumen zu deuten und umzusetzen weiß. Die autobiografisch geprägte Hauptgestalt des „Kämpfer.Romans“, „Banater Tagblatt“, November 1919 bis April 1920 setzt sich - ins Heroische transformiert - für ein neues Gleichgewicht im entstehenden Staat ein, seine Entwürfe bringen Symbole und Alltag in Reichweite: <https://www.martin-opitz-bibliothek.de/de/elektronischerlesesaal?action=book&bookId=0456903>. (Die Folgen: 36, 38, 50, 53, Februar-März, 1920 scheinen unwiederbringlich verloren. Bislang unbekannt sind die 43 Feuilletons, die unter diesem Titel in der „Deutschen Tagespost“, vom 10. Januar - 6. März 1920 erschienen sind.) Der Titel spielt auf Anthroposophie und Erlösungshoffnungen durch Zarathustra an, als Referenzwerk zum Kämpfer-Psychogramm dient Rudolf Steiners

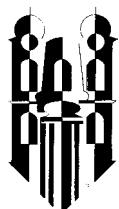
„Friedrich Nietzsche – Der Kämpfer Gegen Seine Zeit“ (1895. In Rudolf Steiner Archiv, <http://anthroposophie.byu.edu>, 4. Auflage, 2010).

Der Neuanfang hat im Banat Schule gemacht, im eigentlichen Sinne durch die Gründung einer Schule mit deutscher Unterrichtssprache und im übertragenen Sinne durch den Anspruch auf eine multikulturelle Kultur. Während der Schulalltag des „Realgymnasiums“ - vom Domplatz um die Ecke - ein unbeschwertes Miteinander bot, widerspiegeln Alschers surreale Texte einen Konflikt mit gesellschaftlichen Tabus. Am Ende der Stadt, wo Redegonda ihren Liebhaber besucht, melden sich die Vorboten des Unheils.

Am Ende der Stadt wohnte die Familie Amberg, nachdem sie die Wohnung in der Pestalozzigasse, die dem Direktor von Amts wegen zustand, verlassen mussten. Julius Amberg erzählt: Im nächsten Jahr zogen wir dann in das Haus eines serbischen Kolonialwarenhändlers in der Feldgasse, Str. Inocentiu Klein 26, um, heute ist dort das Altersheim. Es war ein Einfamilienhaus, Hochparterre, mit einem Hof und Garten, das die vorherigen Eigentümer verkauften, weil sie sich nach Ungarn repatriieren ließen. Wir Kinder, und auch Vater waren von der neuen Wohnung begeistert. Die freien Felder und Wiesen lagen vor uns, der Wassergraben „Vina Rosie“ bildete einen herrlichen Spielplatz, wir konnten einen Hund halten, den so freundlichen Ludi. Freilich gab es da auch Nachteile, vor allem die große Entfernung zum Marktplatz, das Fehlen von fließendem Wasser, das von einem öffentlichen Brunnen, der um die Ecke lag, gebracht werden musste.

Am Ende der Stadt wird das soziokulturelle und politische Klima gegenwärtig, Eine Welle trüben Wassers (F. 31) spritzt dem Kämpfer in einer Ideen- und Bild-Schmelze entgegen. Alscher stellt das Glück der Selbstfindung Elses Skandal-Roman, dessen Zielgruppe „Kleinbauern“ sind, für die „Kultur eine Waffe“ (F. 39) darstellt, erneut gegenüber. Während der Schulbetrieb in guter Stimmung auch die reformistischen Prinzipien der Wiener Zeitschrift „Bildungsarbeit“ umsetzte, suchte das Theater nach einer neuen Sprache. Am Domplatz imaginiert Alscher im 63. Feuilleton die Höhen und Tiefen eines Welttheaters, Über- und Unterbau eines Zweikampfes versinnbildlichen seinen Bruch mit Else und mit seinen Widersachern.





„LEBENDIGE WORTE“ (XXI)

Aktuelle Gedichte der Temeswarer Schriftstellerin und Dichterin Edith OTTSCHOFSKI
von Luzian GEIER

Edith Ottsohofschi, geboren 1964 in Temeswar, studierte Philologie an der Universität Temeswar und arbeitete als Lehrerin und Übersetzerin in Rumänien. 1990 reiste sie nach Deutschland aus und wirkte zunächst als Dolmetscherin in Erlangen. Nach einem Zweitstudium in Freiburg, Praktika in Paris und Frankfurt am Main zog sie 1995 nach Berlin, wo sie bis heute lebt.

Sie verfasste Reportagen, Literaturfeatures und Buchbesprechungen für den Rundfunk (DeutschlandRadio Berlin, Deutschlandfunk) und schrieb Rezensionen über die rumäniendeutsche und rumänische Literatur für diverse Zeitungen und Zeitschriften (darunter vor allem auch die Siebenbürgische Zeitung). 2010 erschien ihr Debütband der schaum der wörter. Gedichte im Johannis Reeg Verlag, Bamberg, gefolgt vom Roman Luftwurzeln, 2016 im Pop Verlag, Ludwigsburg. Weitere Gedichtbände waren: im wohlklang unverhohlen, 2018 im Pop Verlag und zuletzt Clipe. Augenblicke. Clins d'oeil, 2021 im Verlag Casa de Pariuri Literare, Bukarest.

Die folgende Auswahl umfasst Gedichte aus den ersten beiden Lyrikbänden sowie bislang noch unveröffentlichte Texte.

ziergang nach spa

die weiden hängen ihr geäst
immer noch in den fließenden
fluss. rotbäumig gesäumt
der boulevard párvan – die bega
braungelb, aprilregenfarbig –
die bänäteana – schlendern am korso
die wölfin mit den kleinen
die hocken, zwischen plattenbau
und kathedrale – die lloydzeile
auch hier werden handys spa
zierengeführt
wanderer kommst du
nach Temeswar?



Edith Ottsohofschi

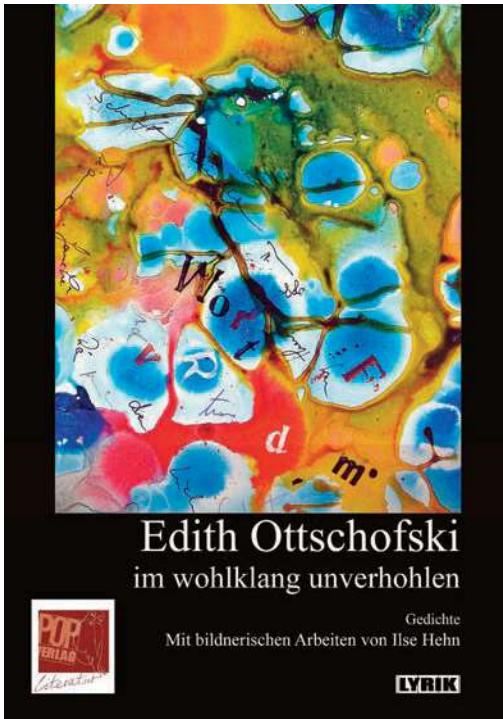
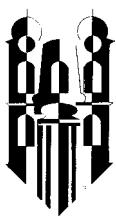
Fotoarchiv: Louise Ottsohofschi

heim kehr seite

hundegebell in der fabrückstadt
cartierul fabric
kichernde kinder auf der straße
eine glocke – fernes hämmern
pferdewagen
krießkott herr nachber
kisstiehand
seins auf besuch?
unser haus steht leer
uhren pendeln unruhig in der zwei
zimmrigen wohnung der tante
eva
aschentatzl und salztesl
langoși und mici
samstag namittack
und tes robinet tropft

Temeswar 2001





Aus dem Gedichtband im wohlklang unverhohlen Für Heidi

zumute

heimatlich ward's mir zumute
in temeswar einmal
den leuten halt ich's zugute
den weiden, dem fluss so fahl

und mancher bekannten ecke
in die ich mich zuweilen verirrt
und tränenerreich wiederentdecke
wie man seine kindheit verliert

heimatlich ist's mir zumute
im sperrigen berlin
dem kinde halt ich's zugute
den reben und tulpen, die welken dahin

ich habe

ich habe eine und noch eine
heumat, eine
wo ich mich verstecken konnte
in meiner sprache und eine
wo man mich daran erkennt

eine, die mir fremd geworden ist
und eine, mit der ich noch nicht
vertraut bin und so habe ich
eine und keine

eine

in der ich geboren bin
und wahrscheinlich eine
fürs grab

Madeleine

die warme wohlige wärme
vom kochtopf während
die suppe brodelt
in der eisigen küche
steht frau schmidt
und tranchiert
das hendl
das kind schaut ihr zu
wie sie das kalte fleisch
in stücke schneidet
die freundin unterdes
macht sich fein
für den kirchgang
sonntagfrüh
in temeswar



erde

in fremder erde unter fremden
liegt der großvater da
vater weint über seinen fremden vater
der mit der truppe durch's dorf zog
ihn flüchtig umarmte und
weitermarschierte
bis hierhin nach
saint-désir de lisieux
wo der tod schneller war
als der marschschritt



ABSCHIED VON BRIGITTE ZAWADZKI

von Christl KUCHAR

Am 21. Mai 2022 ist Brigitte ZAWADZKI von uns gegangen. Es ist ein trauriger Einschnitt für unsere Familie, obwohl es uns bewusst ist, dass es nach dieser langen Krankheit eine Erlösung für sie war. Brigitte war ein Familienmensch, eine liebevolle Mutter, eine gute Ehefrau und Schwester und eine begeisterte Großmutter.

Da der Vater früh starb, war Brigitte, als Älteste von 4 Kindern, immer eine Stütze für ihre Mutter, hat ihr Studium aufgegeben und auch oft die Mutterrolle, besonders für den Jüngsten, den Dieter übernommen.



Brigitte KUCHAR wurde in Mediasch geboren und ist dort zur Schule gegangen. Dort hat sie auch ihren zukünftigen Mann kennengelernt, den jungen *Diplom-Ingenieur, Waldemar ZAWADZKI, Bub*, wie ihn alle nannten, Er nahm nach dem abgeschlossenen Hochschulstudium eine Stelle in Temeschburg an, war ein klasse Handballspieler und brachte dann auch sein Mädchen ins Banat. Beide wurden mit Leib und Seele Temeschburger. Und so auch der Sohn Fred.

Fred, Dr. Alfred Waldemar Zawadzki ist in Temeschburg geboren und sein Herz schlägt für diese Stadt. Das widerspiegelt sich sowohl in seiner Malerei als auch besonders in seinen Schmuckstücken, dem Buch „*Im Schatten des Doms*“ und den jährlich erscheinenden „*Temeschburger Heimatblätter*“.

So hat sich *Brigitte ZAWADZKI* in Temeschburg entfaltet, ist hier ihren Hobbys und Interessen nachgegangen. Sie war im AMG Literaturkreis aktiv, hat ihre Kinderbücher herausgebracht sowie das so beliebte „*Kochbuch für die junge Familie*“. Kochen und Schreiben, beides war in enger Zusammenarbeit mit ihrer Mutter, Josefine Kuchar, deshalb auch das Kürzel *Ina* hinter ihrem Namen. Die Mutter hat die Kochrezepte gesammelt, ausprobiert und die Tochter hat diese Rezepte übernommen, überarbeitet, ergänzt und dem Ganzen die endgültige Form gegeben.

Es folgten unzählige Fahrten nach Bukarest um das Erscheinen ihrer Bücher zu ermöglichen. Alle unsere Freunde in Temeschburg hatten das Kochbuch. Jede Frage zu verschiedenen Speisen wurde anhand dieses Buches geklärt! Auch die Kinderbücher waren sehr beliebt, unsere *Iris* hielt natürlich immer das erste gedruckte Exemplar strahlend in den Händen.

Ein weiteres Hobby waren ihre Briefmarken! Brigitte hat an

einigen Ausstellungen teilgenommen, nächtelang themenbezogene Collagen zusammengestellt und mehrere Preise gewonnen. Ich persönlich wurde von ihr liebevoll in die Familie aufgenommen, als mich Dieter, ihr Bruder, im Hause Zawadzki vorstellte. Kurz darauf wurde Brigitte unsere Trauzeugin und später die Taufpatin unserer Tochter Iris. Brigitte stand uns Jungen immer mit Rat und Tat zur Seite. Wir waren oft eingeladen und ich bewunderte ihre Liebe zum Kochen und Anrichten.

Da sie in dem Projektionsbüro *ICPEHR* („*Potcoava*“ genannt) beim Stadion gearbeitet hat, lag es ihr am Weg frühmorgens vor dem Job vorbeizufilzen, *mit der grünen Dacia 1-TM- 469!* kurz zu läuten, uns zu überraschen und was Schmackhaftes vorbeizubringen. Ihre Nächte waren immer sehr kurz!!!

Auch meine Eltern schätzten Brigitte sehr und ich sehe sie noch heute bei uns zuhause im Sessel sitzen und meiner Mutter im Vertrauen von ihren Ausreiseplänen erzählen. Es waren politisch schwierige Zeiten! Die Antwort meiner Mutter(*Alma PITZINGER*) war: „*Tu es und vergiss deinen Bruder und Familie nicht!*“ Brigitte hat es versprochen und hat ihr Wort gehalten. Gitti war uns immer sehr zugetan. In der schweren Anfangszeit in Deutschland, als Dieter beruflich im Ausland war und ich noch in Temeschburg, hat sie Iris (meine Tochter) bei sich aufgenommen. Die Beiden hatten eine unvergessliche Zeit, sie haben das Haushaltsgeld genau geplant um nicht mehr auszugeben als möglich. Später haben beide darüber gelacht!

Beruflich war Gitti sehr gut vorbereitet und arbeitete präzise und gewissenhaft. So hat sie auch in der neuen Heimat bald eine Stelle gefunden, hat sich weitere PC-Kenntnisse beigebracht und bis weit über das Rentenalter gearbeitet. Da die Arbeitsstelle weiter weg gelegen war (39 km – ein Weg), ist sie täglich tapfer Auto gefahren. Sie meinte öfters ihr altes Auto (ein VW Golf) würde den Geist aufgeben, und hat doch einige gute Kilometer auf der Autobahn geschafft.

Brigitte hat in Reutlingen Fuß gefasst, hat schöne Urlaube mit Sohn und Familie unternommen, hat sich liebevoll mit Enkel Remo beschäftigt, hatte einen aktiven Stammtisch, feierte Geburtstage und viele Silvester – immer wieder auch mit uns. Ich blättere gerne in meinen Alben und finde tolle Bilder, mit meiner liebenswerten, schönen Schwägerin. Brigitte war ein Mensch der nie aufgab. Sie wurde in der Familie liebevoll „*die grosse Bärin*“ – frei nach Karl MAY genannt. Ihr Motto war: „ich, mit mir, wir zusammen, marschieren weiter!“ Nichts konnte sie aufhalten, wenn sie etwas erreichen musste und wollte. Eine Kämpferin, von der man lernen konnte, sich auf sich selber zu verlassen. Ein vielseitiger Mensch, begeisterungsfähig und leidenschaftlich in allem was sie tat.

Ein wertvoller Mensch ist von und gegangen, der Platz bleibt leer, aber so ist es nun mal, wir sind sehr traurig, aber dankbar, sie gekannt und erlebt zu haben.

Danke Gitti!



WAS GESCHIEHT MIT UNSEREM KULTURGUT?

(Folge 1)

von Hans GEHL

Ja, wir haben ein "Banater Kulturzentrum" in Ulm, wo viel Material eingeht, auch registriert, doch kaum verwertet wird. Freilich, wer soll das machen und wann soll es geschehen? Doch andererseits, was helfen uns die aufgetürmten Schriften, Tonaufnahmen und Gegenstände? Unbearbeitetes Material ist unfruchtbar und steril. Dazu eine Stellungnahme zu vernachlässigten Publikationen von Jakob Hübner, Ludwig Schwarz und Otto Grefner, die eben in der Corona-Leerphase bearbeitet werden könnten, wenn wir es wünschen, d.h., wenn ein Interesse dafür besteht.

Jakob HÜBNER: (*1915 Sanktanna - +1985 Freiburg) veröffentlichte - nach Peter Petris Lexikon Banater Persönlichkeiten - zwei Werke: 1. Monographie der Großgemeinde Sanktanna. Lahr 1984. 196 S. mit vielen Tabellen, Skizzen, reichlich Fotos. Eine sehr gute Dokumentation; doch diese verlangte nach Bearbeitung. 2. *Die Heilmanns*, schwäbischer Bauernroman. ESPLA (Staatsverlag für Kunst und Literatur Bukarest 1956, 465 S., 10 Lei). Der Roman umfasst drei Teile (sprich Generationen): Stefan, Johann, Nikolaus. Jeder Vertreter hat sein eigenes Schicksal, das seine Altersgruppe vertritt. Wenig später erschien eine Novelle von Otto Grefner: "Der unsichtbare Reiter", der die versteckten Abenteuer eines (historisch belegten) Außenseiters zwischen Sanktanna und Wilagosch/ Siria anschaulich beschreibt. *Der Wilagoscher Historiker GREFNER* hat auch weitere - leider unbekannte - literarische Publikationen, die sich auf die Vergangenheit des Umfeldes von Sanktanna beziehen.

Hübners Roman "Die Heilmanns" müsste bei den Sanktannaern ein Alarmzeichen auslösen: Ein deutscher Roman in einer Zeit, als in Bukarest kaum deutsche Bücher erschienen sind (ich begann 1956 gerade mein Studium) und ein lobenswerter Ansatz, Zeitgeschichte und Kultur der Heimatgemeinde zu verarbeiten. Hübner stammte aus Sanktanna, studierte in Temeswar und war dort Musikprofessor. Ist also nicht "unserer"? Auch *Dr. Katharina BARBA*, mit Sanktannaer Wurzeln, lebte und arbeitete größtenteils in Kronstadt, wird aber "daheim" geehrt. Weshalb der ungleiche Ansatz?

Umsonst regte ich öfter an, dass die *HOG Sanktanna* diesen wertvollen Roman als Neuauflage herausbringen solle; ich hatte keinen Erfolg, angeblich weil die Personen nicht sanktannaerisch reden. Dagegen stehen zwei Argumente: Ein Schriftsteller kann sein Werk geografisch, inhaltlich und auch sprachlich verallgemeinern und muss nicht bei Ortsgrenzen stehen bleiben. (Die Verwendung von Zitaten aus der

Mundartliteratur für das sog. "Banater Wörterbuch" war also ein Fehler). Der Autor, Jakob Hübner, war auch Lehrer in Sanktanna und schildert das Milieu in seiner Heimatgemeinde und Umgebung, hochdeutsch, mit Passagen im Dialekt (korrekt bis auf die ü und ö, wie bei J. Szimits).

Und: die Personen sprechen ohne wesentliche Abweichungen von der Sanktannaer Mundart. Zum Beispiel ist der Mundartdialog gut, natürlich an der Front nicht allein sanktannaerisch ausgerichtet:

Bischt du vielleicht a Schwabe? Forschte Nikolaus. - Ja. Na dann Servus Bruder! I bin a Schwob, a Schwob vum Banat! ...

Nikolaus zog eine Flasche Rotwein aus der Tasche, stellte sie geräuschvoll auf den Tisch:

Uf des tringe mir mol! Sie stießen an und leerten die Gläser:

Awr dann wird gheirat! Net? meinte Nikolaus heiter. Die geschichtlichen Bezüge („Antonikrieg“ beim Umpflügen der Hutweide, Magyarisierung, Kriegsgeschehen) sind realistisch dargestellt, so dass sie auch in einer Neuauflage unverändert übernommen werden könnten. Lediglich die Nachkriegszeit (Verherrlichung der Sowjetarmee als Befreier und der ideale Parteisekretär Petrisor, ein Freund von Nikolaus, der zusammen mit ihm die Agrarreform durchführt, stimmt in dieser Darstellungsweise nicht und könnte heutigen Lesern so nicht zugemutet werden. Ob man diese Teile weglassen oder umschreiben kann, kann ich nicht beurteilen.

Allenfalls müssten mit der *HOG Sanktanna* alle Fragen bezüglich der Urheberrechte und die Stellungnahme der Sanktannaer zur Neuauflage abgeklärt werden. Wenn man bedenkt, dass *Jakob HÜBNER* von reichen Bauern fast der Prozess gemacht, weil er sie in der Monografie nicht erwähnt hatte. Allerdings ist er zuvor an Herzinfarkt gestorben. Das sollte sich nicht wiederholen. Eine gute Lösung wäre wohl, wenn sich ein Sanktannaer finden würde, der ein, zwei Schlusskapitel dazuschreibt, um die Geschichtsfälschungen zu korrigieren.

Jedenfalls sind „*Die Heilmanns*“ (neben dem „*Kaule Baschl!*“) der einzige Familienroman, der schwäbische Verhältnisse über drei Generationen, lokalspezifisches Milieu und auch Dialektproben enthält und es wert wäre, neu aufgelegt zu werden. Die historisch und auch literarisch wertvolle Publikation Hübners verschwand im Untergrund (welcher Sanktannaer besitzt das Buch?) und blieb dort liegen, genauso wie die Publikationen